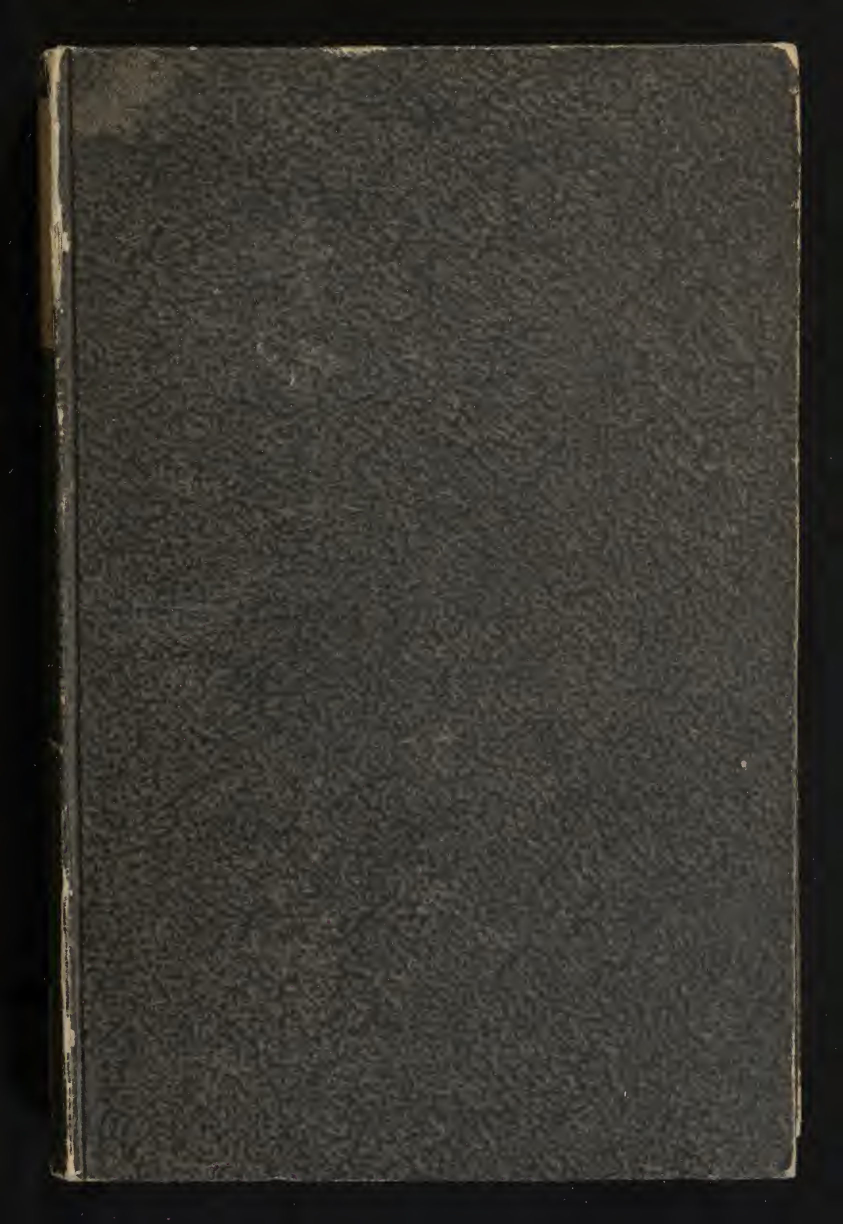
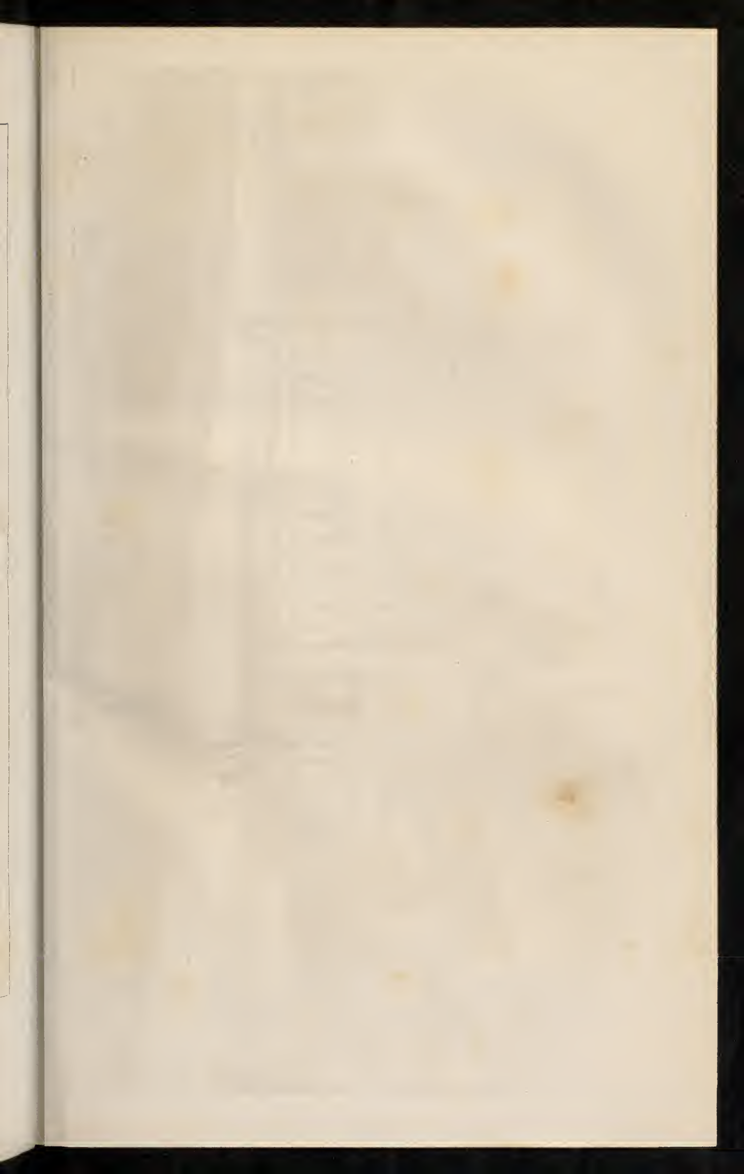
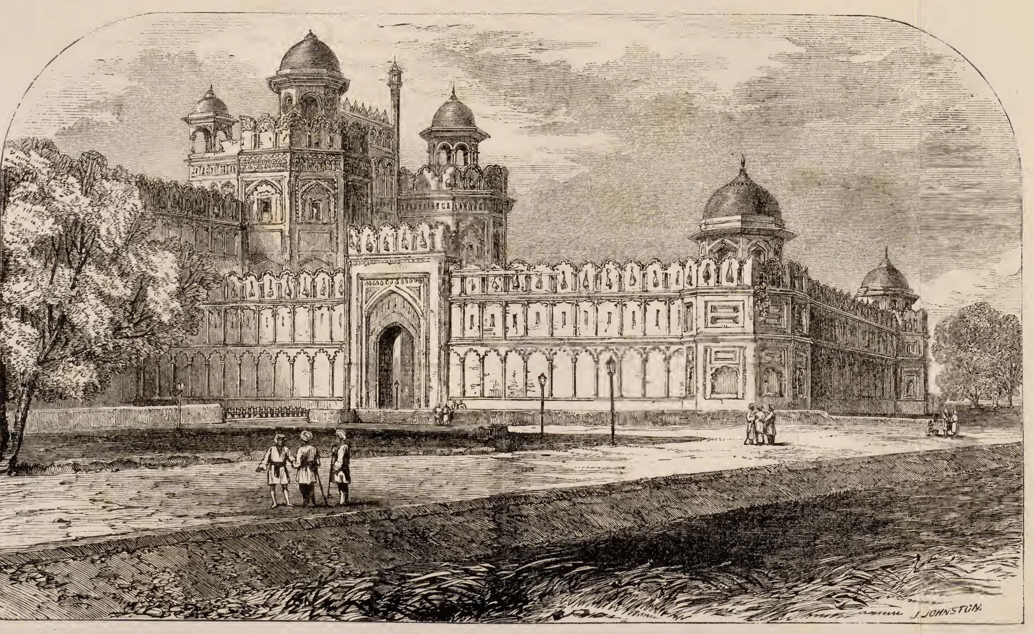






Der alte Kaiser-Palast zu Delhi.

Die Nilagiri. III.

(Die Basler Missionsarbeit und ihre Erstlingsfrüchte.)

---

1. Die Aussaat auf Hoffnung.

Alljährlich wenn der Säemann den Samen aufs Land wirft, und wenn dann „die Erde von ihr selbst hervorbringt zum ersten das Gras, darnach die Aehren, darnach den vollen Waizen in den Aehren," stellt sich darin dem sinnenden Gemüthe eine unerschöpflich reiche, große und herrliche Thatpredigt Gottes vor Augen. Wer könnte sich an diesen Wundern der göttlichen Weisheit und Majestät jemals satt sehen, wer sich satt lauschen an ihrer tiefsinnigen Sprache? Ein Vorgang aber ist es, der dort auf dem wallenden Aehrenfelde meist dem gewöhnlichen Auge ganz und gar entgeht, weil er in geheimnißvoller Verborgenheit sich bereitet: und doch ist gerade er das eigentlich Entscheidende in dem Entwicklungsgang des Waizenkorns.

Wenn nemlich oben am aufgeschossenen grünen Halm aus der letzten Blattscheide die Aehre mit ihren zehn bis fünfzehn Fruchtbehältern (Hülsen), und jede dieser Hülsen wieder mit zwei bis vier Ansätzen zur Körnerbildung sich herausgearbeitet hat, so fängt unter der belebenden Wirkung der Sommersonne das Blühen an. Aus jeder Hülse drängen sich so viele Blümchen hervor, als künftig darin reife Körner erscheinen sollen. Jedes Blümchen aber besteht aus dem Fruchtknoten und drei aus demselben hervorschießenden feinen Fäden, an deren Spitzen die zarten, nierenförmigen Staubgefäße oder Staubbeutel schwanken. Wenn nun die rechte Stunde gekommen ist, so öffnet sich jedes der drei Staubgefäße, indem es der Länge nach aufspringt, ergießt einen feinen grünlichgelben Staub auf den Frucht-

knoten in der Mitte des Blümchens und bleibt daran hängen. Dieser Fruchtknoten aber, eiförmig von Gestalt, trägt in sich ein längliches, aus einer feinen Haut gebildetes Bläschen, in welchem eine helle Flüssigkeit sich befindet. Und nun gestalten sich neue geheimnißvolle Wunder der schöpferischen Weisheit Gottes. Jener Blumenstaub, der oben am Fruchtknoten haften blieb, besteht aus kleinen rundlichen Körnchen, welche aus äußerst feinen Zellen zusammengesetzt sind und die merkwürdige Eigenschaft haben, daß sie, auf dem Fruchtknoten angekommen, sofort auszuwachsen anfangen. Einzelne ihrer zarten Zellen nemlich verlängern sich, dringen in das Zellgewebe des Fruchtknotens ein und wachsen darin so tief hinab, bis sie in das längliche mit Flüssigkeit gefüllte Bläschen hineingelangen. Es ist dieß der entscheidende Vorgang der Befruchtung. In diesem Augenblick beginnt dann die regste Lebensthätigkeit. Der Andrang der Säfte, durch Sonnenwärme und Bodenfeuchtigkeit unterhalten, vermehrt sich, die Flüssigkeit verwandelt sich in Zuckerstoff, dieser allmählig in Stärkmehl, mit dem sich immer neue wichtige Nahrungssubstanzen verbinden, bis das ausgereifte Körnlein ein ganzes Magazin von Lebensstoffen ist und somit alles das enthält, was der menschliche Leib zu seinem Wachsthum und seiner Erhaltung bedarf. Denn alsdann ist jedes der Körner ähnlich geworden jenem ursprünglichen Samenkorn, aus dem es entsprossen ist.

Liegt darin nicht eine ganze reiche Predigt für uns? Der Herr, der Lehrer von Gott gekommen, hat mehr als einmal unsre Augen auf das Aehrenfeld und das Weizenkorn gelenkt; thun wir Unrecht, wenn wir der Spur, auf die sein Finger uns damit hinwies, weiter nachgehen und so vom Waizenkorn immer wieder neuen Unterricht holen?

Im Reiche des Geistes, von dem die irdische Kreatur ja nur das sichtbare Spiegelbild ist, findet der oben geschilderte Fortgang sein vollständiges Abbild. Der geistliche Säemann wirft den Samen des Wortes Gottes getrost und geduldig auf den Acker der Welt. Etliches wird zertreten oder von den Vögeln gefressen; etliches verdorrt, etliches wird erstickt; etliches aber erscheint hoffnungsreich zuerst als Gras, dann als Aehre. Hier aber stellt der entscheidende Moment sich ein. Es fragt sich, ob der Blüthenstaub, das ist die Predigt vom Kreuze, rein und richtig auf den verborgenen Fruchtknoten fällt, ob die zarten Körnlein desselben wachsthümlich bis tief hinein ins Innerste dringen,

sich mit dem Lebens- und Herzpunkt unsres Wesens verbinden und den großen Akt der Befruchtung, der wahrhaftigen Wiedergeburt vollbringen. Ist dieser Akt geschehen, dann ist wahres, göttliches Leben da; dann beginnt jene Lebensthätigkeit, welche die himmlische Frucht zeitigt und ausreift, jenes Heranwachsen und Auszeitigen bis zur Aehnlichkeit mit dem ersten Original- und Stamm-Waizenkorn, das ist zur Aehnlichkeit Christi.

Ueberall, wo das Evangelium in aller Welt verkündigt wird, wiederholen sich diese Vorgänge in aller ihrer Mannigfaltigkeit, in aller ihrer geheimnißvollen Wirkungsweise. Die Arbeitsfelder der Heidenmission aber stellen, wie wir wohl sagen dürfen, dieses ganze, in seiner stillen Größe so überaus erhabene Schauspiel lebendiger noch und anschaulicher dar, als die alte geistlich so verschwommene Christenheit. Deßhalb ist die Missionsgeschichte für den empfänglichen Geist etwas so Erfrischendes, unvergleichlich Anregendes und Erhebendes. Auch die Nilagiri-Mission der Basler Gesellschaft trägt diesen Charakter, und indem wir heute zu ihr zurückkehren, nachdem wir zuerst Land und Volk, und alsdann die Gründungsgeschichte dieser Mission geschildert, so wird es uns unter Gottes Segen eine besonders lehrreiche Aufgabe sein, eben jenen Verlauf der Aussaat, des bangen Wartens auf die Zeit des Keimens, der zitternden Freude beim Anblick des hervorbrechenden „Grases und dann der Aehre", und des endlichen Triumphes über der glücklich vollendeten Befruchtung, vor unsern Augen vorübergehen zu lassen.

Wir haben in den früheren Mittheilungen erzählt, wie unter verschiedenen Umständen nach und nach diejenigen Missionsbrüder sich auf den blauen Bergen einfanden, denen vorzugsweise die Arbeit unter den Eingebornen zufiel. Es waren die Missionare Bühler, Mörike und Metz. Durch das großmüthige Vermächtniß des Herrn Casamajor, der im Jahr 1849 in die obere Heimath eingieng, war die Basler Mission in den Besitz des schönen Gutes von Käti gekommen. Ehe aber dasselbe von unsern Missionaren bezogen werden konnte, wohnten sie zuerst in der Nähe des Dorfes Katēri, dann aber vornehmlich bei Kōtagiri, einem Kota-Dorfe, in dessen Umgebung in frühern Jahren, ehe Ottakamānd und Kunnur in Aufnahme kam, eine große Anzahl von Europäern sich angesiedelt hatte, das aber heutzutage um seiner ungesunderen Lage willen von den Engländern

fast gänzlich verlassen ist. „Die Kōta-Dörfer," schreibt Br. Irion, der im Jahr 1852 vom Malabar-Lande her auf Besuch dort war, „sind von denen der Badaga's verschieden. Die Häuser sind nicht wie dort in einer geraden Linie an einander gebaut, sondern liegen in einem verworrenen Knäuel durcheinander, was nicht eben zu ihrer Reinlichkeit beiträgt. In unserm Kōtagiri befinden sich zwei Tempel, die sich aber von den gewöhnlichen Hütten kaum unterscheiden. Um das Dorf her liegen an den Bergabhängen sehr schöne Gerstenfelder; auch ganze Heerden Viehs sieht man Abends ins Dorf treiben, was einen gewissen Wohlstand der Bewohner anzuzeigen scheint. Büffel dürfen die Kota's nicht halten; so weit reichen ihre Rechte nicht... Ihre (der Kota's) äußere Erscheinung hat etwas Zurückstoßendes. Sie scheeren die Haare nicht, wie die Badaga's, sondern tragen sie in einem Knoten zusammengebunden am Hinterhaupt; allein gewöhnlich steht das Haar um diesen Knoten herum wie eine kleine Wildniß, in der überdieß auch das Wild nicht fehlt. Dieß und der häßliche Bart giebt ihnen ein sehr unangenehmes Aussehen. Ihre Kleidung besteht aus einem Tuch, das sie über die Schulter werfen; ob dasselbe jemals gewaschen wird, muß ich bezweifeln, denn es sieht bei Allen dem Erdboden gleich. Auch stecken sie vom Scheitel bis zur Fußsohle voll Ungezieser. Ihre Ausdünstung ist zurückschreckend, wie bei den Badaga's, und es gehört gewiß nicht zu den geringsten Beschwerden, die unsre Brüder auf den blauen Bergen zu ertragen haben, daß sie diesen widrigen Geruch überall einathmen müssen, so oft sie mit den Eingebornen zusammen kommen. Ich glaube, mancher Europäer könnte es durchaus nicht ertragen, ohne zu erkranken. Das Zurückstoßendste aber ist, daß die Kota's das Fleisch von gefallenem Vieh sammeln und essen. Als ich mit meiner Familie von Käti hieherzog, begegneten wir gerade einem Trupp Kota's und sahen, wie sie ein gefallenes Rind zerlegten, das bereits in Verwesung übergieng. Wir zogen in einer Entfernung von 50 Schritten vorbei, und doch konnten wir den Verwesungsgeruch kaum ertragen; sie aber schienen sich ganz behaglich bei ihrem Geschäft zu fühlen... Dieses elende Geschlecht aus seiner innern und äußern Unreinigkeit auch nur einigermaßen herauszuheben, dazu bedarf es einer ganz besondern Gottesmacht, große Geduld und starken Glauben."

So schreibt Missionar Irion. Die Brüder auf den blauen Bergen sahen sich aber nicht in volkreiche Städte und Dörfer versetzt,

wo sie an größere Massen zugleich sich hätten wenden können; sondern die kleinen Dörflein der Eingebornen fassen in der Regel kaum mehr als 20 bis 30 Personen in sich (oft noch weniger), und diese unbedeutenden Weiler sind weit und sparsam über das ganze Gebirg zerstreut. Nichts ist aber erschöpfender und aufreibender, als die Wanderungen durch dieses Hügelland. „Die Brüder auf den blauen Bergen," schreibt Inspektor Josenhans während seiner Visitationsreise im J. 1852, „haben einen schweren Dienst. Wer die Höhen der schwäbischen Alb oder die Berge der Schweiz bestiegen hat in der Sommer-Mittagshitze, der kann sich eine Vorstellung machen, was es ist, unter dem Druck der ostindischen Sonne umherzuwandern auf diesen Bergen und zwar auf weit schlechteren Wegen, als man sie auf den Alpen findet, zumal da es auf den Nilagiri keine Sennhütten oder Gasthöfe giebt, die den Wanderer aufnehmen und erquicken. Br. Metz mußte einmal nothgedrungen in einem der Dörfer übernachten; da deckten ihn die Badaga's, weil sie selbst nichts hatten, um ihn gegen den Nachtfrost zu schützen, mit dem großen Leichentuch zu, in das sie ihre Todten zu wickeln pflegen: das war denn doch keine angenehme Bettdecke."

Die große Ausdehnung des Missionsbezirks, der unsern Brüdern angewiesen war, die dadurch veranlaßten weiten Wanderungen über Berg und Thal, durch Wald und Sumpf, in Sonnenbrand, Sturm und Regen, — und bei dem Allem der gänzliche Mangel an Reisehäusern und dem, was sie zu bieten pflegen, endlich der Umstand, daß der Europäer um der Kaste willen in keiner Hütte der Eingebornen in der Regel Aufnahme findet, — dieß Alles brachte die Missionare auf den Gedanken, in verschiedenen Distrikten des Gebirgslandes sich kleine Hütten zu errichten, in denen sie für vier bis sechs Tage jedesmal campiren wollten, um von dort, als von einem Mittelpunkte aus, die Umgegend zu durchwandern, zu durchpredigen. Eine dieser Missionshütten oder Predigtstationen schildert uns Br. Irion während seines Besuchs auf den blauen Bergen. Dieselbe war drei Stunden von Käti entfernt. Der Weg dahin führte auf schmalem schlechtem Fußpfad über steile Hügel und Berge, durch Gebüsch und über Waldbäche, in heißer Sonnenglut. „Um 4 Uhr Nachmittags," fährt er fort, „erreichten wir das auf einem Hügel gelegene Predigthäuschen. Kaum aber waren wir in dasselbe eingetreten, so wurde es in einen dichten Nebel eingehüllt, der sich allmählig in einen stattlichen Regen

auflöste. Wir waren nun zwar unter Dach, aber wir hätten gerne auch etwas gegessen. Zu diesem Zweck mußten wir selber kochen; allein der Taglöhner, der uns den Speisevorrath nachtrug, war noch nicht eingetroffen. Nach einer Stunde, die wir in dem kleinen engen Kämmerchen gewartet hatten, hörte es auf zu regnen und ich trat hinaus, mich umzusehen; allein zu meinem größten Entsetzen nahm ich wahr, daß meine Kleider über und über mit Ungeziefer bedeckt waren. Br. Metz versicherte mich, diese widrigen Gäste hätten ihre Zeit, da sie kommen und gehen; er habe es schon manchmal getroffen, daß nicht ein einziges derselben sich hier vorgefunden. Während wir nun Kammer und Kleider säuberten, kam das Nöthige für die Küche und nun giengs ans Kochen. Br. Metz selbst hatte in der Tasche einige Eier mitgebracht. Im nahen Dorfe erhielten wir Buttermilch. Ich selbst wollte dießmal meine Kunst versuchen und die Erinnerungen aus dem elterlichen Hause wieder auffrischen. Ich machte Feuer, Metz hielt das Licht, schürte nach und blies, holte auch das Eine und Andere, das nöthig war... Endlich war der Eierkuchen fertig, der Hunger diente als Würze und wir hielten bei Kerzenlicht (die Kerze stak in einer leeren Flasche) ein fröhliches Mal. Nach traulichem Gespräch und gesegneter Abendandacht beim flackernden Kaminfeuer machten wir Anstalt zum Schlafengehen. Eine Bettlade war vorhanden; sie bestand aus zwei Stücken Holz, die auf gekreuzten Füßen lagen, und über welche ein baumwollener Teppich genagelt war. Br. Metz nöthigte mir als Gast dieses Bett auf, während er selbst für sich einen Sack mit Stroh füllte, den wir dann über zwei alte Stühle und ein paar Kistchen ausbreiteten. Jeder von uns wickelte sich nun in seinen mitgebrachten Teppich, denn es war kalt, und so legten wir uns zur Ruhe. Die vielen quälenden Plagegeister ließen uns freilich nicht viel schlafen. Am frühen Morgen erhoben wir uns; Metz kochte Kaffee, und dann gieng er hinaus in die Dörfer umher, um die Leute zum Reiche Gottes einzuladen. Ich selbst kehrte, da ich die Sprache nicht verstand, nach Käti zurück... Br. Metz lief am gleichen Tage wohl sechs Stunden umher und mußte sich, wenn er essen wollte, erst dann selber kochen, und nach aller Mühe des Tages wartete seiner eine schlaflose Nacht."

Was aber die Brüder auf solchen Gängen zu erdulden haben, davon möge nur ein einziges Beispiel hier Zeugniß geben. Br. Metz war unermüdlich im Aufsuchen der verlornen und verirrten Schafe,

die keinen Hirten haben. Aber oft prallten seine von dem tiefsten Erbarmen getragenen Worte wie an einer Felsenmauer ab. Ja er fand nicht selten nur rohen Widerspruch, bittere Anklage und sogar zornige Fluchworte. „Noch nicht gar lange," schreibt er im Jahr 1852, „sagten mir Einige: 'Es mag wahr sein, was du redest; aber wir würden keine Weiber mehr erhalten für unsre Söhne, wenn wir thun wollten, was du von uns verlangst.' — Ein anderes Mal, als ich mich gerade recht freuen wollte über die Aufmerksamkeit meiner Zuhörer und in meiner Predigt sie fragte: 'Wo ist einer unter euern Göttern, der so geliebt hat, wie der Heiland Jesus Christus, daß er sein Leben gab für die Menschen, auf daß sie nicht verloren, sondern selig würden?' — so hat es mich sehr traurig gemacht, daß Einige, welche vielleicht die Wahrheit des Wortes Gottes fühlten, mich auf einmal unterbrachen und das Gespräch auf etwas Anderes lenken wollten."....
„In der letzten Zeit habe ich viel Widerspruch erfahren müssen, und Leute, die früher gegen mich freundlich waren, fuhren zornig über mich her und schrieen mich mit den Worten an: 'Du hast unsern Distrikt verderbt; bleib zu Hause; warum erscheinst du bei allen unsern Götterfesten? rc.'... Vor einigen Tagen kam ich zu einem Streit, der zwischen Badaga's und Kota's ausgebrochen war, weil einer der letzteren von den Badaga's eine Kuh verlangte als Opfer für seinen (des Kota's) Gott. Ich ermahnte die Leute zur Buße und zur Liebe Gottes, der auch ihr Heiland sei... Da die Kota's sahen, daß die Badaga's mir beistimmten, wurden sie wie rasend und schrieen über mich herein, daß sie schäumten, und schalten mich was ihnen einfiel. Da ich ihre Wuth sah, zog ich mich einen Augenblick zurück; dann trat ich in großer Ruhe und mitleidigem Ernst wieder unter sie und sprach: 'Höret, ihr Kota's, ich bin nicht zornig wie ihr. Lasset mich ruhig einige Worte zu euch reden. Ich gewinne nichts und verliere nichts dadurch, daß ich in alle eure Dörfer komme; aber ich liebe euch und es schmerzt mich, wenn ihr verloren geht. Ich fürchte Gott und liebe Ihn; euern Gott aber fürchte ich nicht —' und im Bewußtsein, daß ein Götze nichts ist, fügte ich hinzu: 'Wenn euer Gott etwas kann, so möge sein Fluch über mich kommen.' Ueber diesem Worte waren sie tief betroffen; sie saßen ganz ruhig nieder, hörten eine gute Weile zu und sagten: es sei wahr, sie hätten sich wie Tiger gegen mich betragen.

„Mittlerweile kam ein starker Platzregen und es wollte Abend

werden. Ich mußte noch nach Kōtagiri zurück und wußte nicht, wie über den stark angeschwollenen Bach kommen, den ich zu überschreiten hatte. Die Leute ermahnten mich da zu bleiben; denn das Wasser würde mich sicherlich fortreißen. Ihre Warnung war nicht ungegründet. Der reißende Bach, dessen Bett voll glatter Steine war, gieng mir bis unter die Arme, und als ich in der Mitte war, riß mich die Gewalt der Strömung einige Schritte mit sich fort; ich übertrat den Fuß und war in großer Noth. Da schrie ich zum Herrn und sprach: 'Herr, rette mich, ich gehöre dir an!' Und Er ließ mich nicht zu Schanden werden. Denn die Heiden hätten sonst gesagt, der Fluch ihres Gottes hätte mich um's Leben gebracht. Das Erste, was ich that, nachdem ich glücklich ans Ufer gekommen, war, daß ich dem Herrn dankte; dann sah ich mich nach meinem schmerzenden Fuße um und endlich nach meiner Uhr, ob sie im Wasser keinen Schaden genommen habe. Als ich den Hügel auf der andern Seite des Waldbachs hinaufgestiegen war, blickte ich nach den Badaga's zurück, die noch vor ihrem Dorfe standen, um zu sehen, ob ich glücklich über den Fluß gekommen sei; ja sie riefen mir noch von ferne zu, ob ich noch lebe. Es war Nacht, als ich in Kōtagiri ankam. Ich dachte unterwegs oft [um der wilden Thiere willen], es sei nur Ein Schritt zwischen mir und dem Tode. Aber ich bin froh, daß ich glauben kann, daß kein Haar von meinem Haupte fällt, ohne den Willen meines Vaters. Das sagte ich auch zu den Badaga's eines andern Dorfes, durch das mich mein Weg führte, und die sich wunderten, daß ich allein es wagte, über den Bach zu gehen und bei Nacht durch den Wald zu wandern."

Als Inspektor Josenhans während seiner indischen Visitationsreise (1852) auf den blauen Bergen war, mußte er allerdings von dort schreiben: „Wahrlich, unsre Brüder haben einen schweren Dienst;" aber er fügte auch gleich nachher hinzu: „Die Badaga's lieben unsre Brüder sehr." Und in der That, es war dieß selbst bei diesen tief versunkenen Heiden kein Wunder. Denn wie sollte auch das roheste verkommenste Menschenherz ungerührt bleiben bei einer Liebe, wie sie die theuern Brüder dort an dem Volke übten! Wie manches Menschenleben haben sie von einem schrecklichen Tode gerettet, wie mancher Familie dadurch Trost und Freude wieder gebracht! „Der Selbstmord durch Opiumessen," schreibt Metz im J. 1853, „ist auf diesen Bergen so einheimisch, daß ich auf meinen Wanderungen

stets ein Brechmittel bei mir führe, um rasche Hülfe bringen zu können. Namentlich sind es junge Mädchen, die man zu einer ihnen widerstrebenden Heirath zwingen will, oder junge Frauen, deren Schwiegermutter ihnen durch Zank und Hader das Leben verbittert. Solche Unglückliche greifen in der Regel rasch zu einem Stückchen Opium, verschlingen es Abends heimlich, und des Morgens sind sie dann gewöhnlich am Einschlafen, um erst in der andern Welt wieder zu erwachen. Mit des Herrn Segen ist es mir gelungen, schon fünf junge Frauen dieser Art vom Tode zu erretten. Die Stunden, die ich bei solchen Gelegenheiten unter dem Weinen und Heulen der Weiber und dem zornigen Schreien der Männer zuzubringen habe, bis die Selbstmörderin das Gift wieder erbrochen hat und außer Gefahr ist, rechne ich zu den schwersten in meinem Berufe, und es ist mir oft dabei zu Muthe, als befände ich mich in Mitten von hundert bösen Geistern.... Wenn eine solche Person gerettet ist, so ist freilich die Dankbarkeit gegen mich groß, und einmal fiel ein altes Mütterchen vor mir nieder, umfaßte meine Knie und rief: 'Herr, du bist unser Vater und unsre Mutter!' Aber leider ist auch Alles bald wieder vergessen."

„Auf einem Predigtausfluge," schreibt Missionar Mörike im J. 1852, „vernahm ich, daß in einem Badaga-Dorfe die Pocken ausgebrochen und bereits vier Personen an dieser fürchterlichen Krankheit gestorben seien. Alsobald machte ich mich im Namen des Herrn auf den Weg, um womöglich den schwer heimgesuchten Leuten einige ärztliche Hülfe mit geistlichem Zuspruch zu bringen... Von einigen Badaga's, denen ich unterwegs begegnete, vernahm ich, daß alle bis dahin von der Krankheit verschonten Bewohner des Dorfes dasselbe verlassen und sich in leerstehende Viehställe in der Nachbarschaft mit ihren Familien, ihrem Vieh und anderer Habe geflüchtet hätten. So waren also die Kranken allein! 'Gehst du ins Dorf,' fügten diese Badaga's hinzu, 'so thust du eine große Wohlthat!' Je näher ich dem Dorfe kam, desto mehr fiel mir die ringsum herrschende Einsamkeit und Todesstille auf. Da war Niemand auf dem Felde beschäftigt, da waren keine spielenden Kinder; da war nicht einmal eine weidende Heerde, die fast bei keinem Dorfe fehlt, zu sehen.

„Nicht ohne tiefe innere Bewegung stieg ich den letzten Hügel zum Dorfe hinan. Dort fand ich alle Häuser bis auf zwei verlassen, und diese enthielten sechs Kranke: zwei Männer, zwei Frauen und

zwei Kinder, nebst zwei weiteren Personen, die soeben von der Krankheit etwas genesen waren und nun den Kranken einigermaßen abwarten konnten. . ." Nun schildert Mörike den entsetzlichen Anblick der Kranken, ihren hülflosen Zustand, und was er zu ihrer leiblichen Erleichterung that. „Die Leute," fährt er dann fort, „waren sehr froh darüber und bedankten sich gar herzlich. Nun wies ich sie auf den Heiland, der auch in solcher Noth retten und aushelfen will dem, der an Ihn glaubt. Das Wort war wie ein Regen, der auf durstiges Land fällt. Die Anfechtung lehrte sie aufs Wort merken. Nach einiger Zeit kamen einige Verwandte aus einem entlegenen Dorfe, um sich nach den Kranken zu erkundigen. Aus Furcht vor Ansteckung aber wagten sie nur auf eine Entfernung von 15 bis 20 Schritten dem Hause sich zu nahen und machten ihre Fragen von dem Gemäuer aus, das den Hofraum vor dem Hause umschließt.

„Auf dem Rückweg nach Käti besuchte ich noch ein anderes Dorf, in dessen Nähe gleichfalls Pockenkranke in einem abgelegenen Viehstalle lagen. Ich ließ mir den Weg dahin zeigen; allein mein Führer gieng nur ein Stück Wegs mit mir, und als wir dem Orte, wo die Kranken lagen, auf etwa hundert Schritte nahe gekommen, setzte er sich nieder und sagte, er wolle hier warten, bis ich wiederkomme. In der elenden Hütte nun, die mitten in der Viehhürde lag und nur aus einem roh behauenen und mit frischem Kuhmist beschmierten Pfahlwerk bestand, traf ich vier Kranke, worunter ein Säugling von einem oder zwei Monaten, der in den letzten Zügen lag. Außerdem waren auch hier zwei Wiedergenesene als Wärter thätig. Das Elend dieser Leute, fern vom Dorfe, entblößt von aller Hülfe und allem Troste, ja selbst des Nothwendigen ermangelnd, erfüllte mich mit tiefer Wehmuth. Dazu kam noch ein ganz besonderer Schrecken, in welchem ich diese Unglücklichen eben traf. 'Siehst du jenen Hügel dort jenseits des Sumpfes?' sagte mir einer der zwei Frischgenesenen auf meine Frage; 'gerade dort, uns gegenüber, ist soeben der Kurumba (Zauberer) vorübergegangen. Er hatte keine Kleider an und hinkte ein wenig; an seinem Gange kannte ich ihn. Er verbeugte sich herüber gegen uns. Das ist ein Zeichen, daß mein Bruder, der jetzt da drinnen im Fieber liegt, nicht mehr aufkommt. Ach, ach! was wills werden! Dort, dort ist er hinauf gegangen und hat sich im Walde versteckt, — heute Nacht wird er kommen und meinen Bruder umbringen!' So sprach der Mann mit dem Ausdruck beben-

der Angst und hoffnungsloser Verzweiflung. Noch nichts in meinem Leben hat mir einen so tiefen Eindruck von dem unaussprechlichen Elend des Heidenthums gegeben!

„Es gelang mir nach und nach, die Angst und Furcht ihnen etwas zu benehmen, namentlich indem ich sie auf den Herrn hinwies, der allein über Leben und Tod entscheidet und gegen dessen Willen Nichts und Niemand uns zu schaden vermöge. Ich pries ihnen Jesum, den Trost aller Sünder und Arzt aller Kranken und Elenden an, gab den Leidenden etwas Arznei und gieng heim..."

„Der Herr hat uns in der letzten Zeit schwer heimgesucht," schreibt Br. Metz vom 28. Juni 1854. „Wegen der großen Dürre war diese Gegend sehr ungesund. Fieber und Cholera haben unter den Eingebornen viele Opfer gefordert, und in unserm eigenen Gehöfte zu Käti sind nicht weniger als 7 Leute gestorben. Außer den 600 Badaga's, die vor vier bis fünf Monaten der Seuche erlagen, wurden im letzten Monat wieder 150 bis 200 weggerafft, hauptsächlich viele Kinder. Ich habe schon schwere Erfahrungen auf diesen Bergen durchgemacht; aber so schwer, wie kürzlich, als die Cholera in einigen Dörfern wüthete, hab' ichs noch nie gehabt. Da war ich allein unter Todten, Sterbenden und Kranken.*) Außer einem einzigen Manne waren die Leute alle in die Wälder geflohen; Eltern hatten ihre Kinder, Kinder ihre Eltern verlassen, und Viele starben, weil Niemand da war, um ihnen auch nur einen Trunk frischen Wassers zu reichen. Die Todten lagen auf den Straßen herum, weil Niemand da war, sie zu begraben. Von den vielen Strapazen, die ich in Mitten dieses Elends den Tag über hatte, wurde auch ich in meiner einsamen Reisehütte des Nachts so fieberisch aufgeregt, daß ich mich schon darein ergab, selbst auch an der Cholera zu sterben; aber der Herr hat mich am Leben erhalten, so daß ich den andern Morgen schon wieder an mein schweres Tagwerk gehen konnte. Noch immer wüthet die Cholera in einigen Dörfern..."

Solcher Art war die Hingebung und die erbarmende Liebe der Brüder unter dem unglücklichen Volke der Badaga's; was Wunder, wenn Insp. Josenhans von dort oben schreiben konnte: „Sie werden von den Badaga's sehr geliebt." Freilich diese Liebe wollte noch

*) Br. Mörike war damals im Süd-Mahratta-Land, Br. Bühler lag selbst todtkrank darnieder.

immer nicht so weit gehen, daß sie auch die Predigt der theuern Knechte Gottes in Sanftmuth aufgenommen und von ihren falschen Göttern sich zum Gekreuzigten, dem Heiland der Welt, gewendet hätten. „Daß unsre Arbeit keine ganz vergebliche ist," schreibt Miss. Bühler schon im Oktober 1852, „das zeigen die Leute selbst, indem im Lager des Feindes eine große Thätigkeit ist, um das Wort und jede Neigung für Uebergabe sogleich zu ersticken. Drohungen aller Art werden angewendet, um die Einzelnen von diesem Schritt [des Christwerdens] abzuhalten. Dadurch werden Viele zurückgeschreckt, wenigstens für jetzt. Es ist eine kritische Zeit für die, welche einen Zug zu etwas Besserem haben... Wir müssen freilich zugeben, daß es für einen Badaga und besonders für den Ersten, welcher etwa den Schritt wagen soll, überaus schwer erscheinen muß, nicht mehr der Kaste anzugehören. Denn wohin soll er sich in solchem Falle wenden, da er sich von Allen verlassen und ausgestoßen sieht? Auch hat bis jetzt kein Badaga seine Religion mit einer andern vertauscht; keiner wurde Muhamedaner, selbst unter den fanatischen Meisur-Königen nicht; keiner wurde Christ, weder katholisch, noch protestantisch. Jetzt, wo es den Anschein gewinnen will, als könnte es dennoch dazu kommen, jetzt erhebt sich Alles fast wie Ein Mann, um das gefürchtete Uebel abzuwenden."

Kein Zeichen war hoffnungsvoller als dieses. Auch deuteten andere Wahrnehmungen unverkennbar auf einen herannahenden Frühling. Ein Badaga sagte zu Miss. Mörike: „Früher war unsre Weisheit lauter Teufelsweisheit; jetzt bekommen wir unter zehn Teufelsgedanken doch wenigstens Einen Gedanken von Gott!" Bald darauf kam derselbe Missionar mit einem Priester ins Gespräch, der endlich voll Bewegung ausrief: „Von jetzt an sollen die Götzen fallen, und der Name des Herrn soll der Einzige sein!" — „In einem sehr armen Badagadorfe, das ich öfters besuche, sagte ein alter, gebrechlicher und halbtauber Mann zu mir: 'Wenn du mir nicht früher gesagt hättest, daß Selbstmord eine schwere Sünde sei, so hätte ich mir längst durch Opium das Leben genommen, um meinem Elend ein Ende zu machen; nun aber warte ich, bis meine Stunde kommt vom Herrn!' Dabei nannte er den Namen des Heilandes und fügte bei: 'In diesem wolle er sterben.'" — Weiter erzählt Mörike von einem heidnischen Manne in einem andern Dorfe, der den Kampf wider die schreckliche Gewohnheit des Opiumgenusses siegreich über-

standen habe. „Er selbst sagt, und seine Nachbarn bezeugen es, daß er im Vertrauen auf den Herrn Jesum und unter Anrufung seines Namens darüber Meister wurde.“ — „Ich kam heute,“ heißt es ein ander Mal, „zu den Eltern eines unsrer Schulknaben. Die Mutter sagte zu mir: 'Wenn mein Sohn aus dem Worte Gottes erzählt oder vorliest, so werden meine Eingeweide satt, und mein Bauch füllt sich.' “ — „Die Wittwe eines angesehenen Ortsvorstehers, die bald nach dem Tode ihres Mannes auch ihren ältesten Sohn verloren hatte, wünschte mit großem Anliegen von mir zu erfahren, ob es gewißlich einen Himmel gebe. 'Viele sagen mir,' sprach sie, 'es gebe kein Fortleben nach dem Tode, und ich würde die Meinigen nie wieder sehen; sage du mir die Wahrheit.' Ich legte ihr die Schriftlehre einfältig auseinander, aber sie unterbrach mich immer wieder mit Fragen wie: 'Geht nicht die Sonne, wenn sie des Abends im Westen sich senkt, in den Himmel unter, um den Verstorbenen zu leuchten?' Als ich sie versicherte, daß die, so im Herrn selig entschlafen seien, keiner Sonne mehr bedürfen, weil der Herr selbst ihre Leuchte ist, so schien sie etwas von der Köstlichkeit des Wortes Gottes zu schmecken. Zugleich sagte sie einfältig und mit Thränen in den Augen: 'Früher zu den Lebzeiten meines Mannes gieng es mir, wie den andern Leuten um mich her; ich fragte nur nach den Dingen dieser Welt und nicht nach dem Himmel; jetzt aber sind solche Fragen in mir erwacht, und wenn ich nur des Einen gewiß bin, daß es einen Himmel giebt, so frage ich nichts mehr nach dieser Welt.' Sie sprach nach dem Maaß ihrer Selbst- und Gotteserkenntniß.“

Als Miss. Bührer (von Mangalur aus) im Jahr 1851 zur Erholung auf den blauen Bergen war, schrieb er von dort: „Der liebe Br. Metz, der sich mit großer Selbstverleugnung und Liebe für die Badaga's hingiebt und oft von Morgens 9 Uhr bis Abends 5 oder 6 Uhr unter ihnen umherwandert, darf manches Erfreuliche in seiner Arbeit erfahren. Letzte Woche, als er auf einem heidnischen Feste war und mit den Anwesenden über die Nichtigkeit des Götzendienstes sprach, baten ihn Einige, er solle ihnen den rechten Weg zeigen und mit ihnen zu seinem Gotte beten. Metz, erstaunt und erfreut darüber, fiel mit ihnen auf die Kniee und betete herzlich für sie. Dieß hatte die Wirkung, daß der Götze dießmal leer ausgieng; denn die Gaben und Opfer, welche die Leute für ihn mitgebracht hatten, nahmen sie wieder mit nach Hause.“

Wir könnten ähnliche Züge aus den Berichten der Brüder, wie sie im „Heidenboten" mitgetheilt sind, noch mannigfach vervielfältigen. Aber das Bisherige ist genug, um zu zeigen, daß es im Volksleben der Badaga's zu gähren anfieng. Und dennoch zögerte der geistige Frühling zu kommen. Ja, eine tief erschütternde Erfahrung sollte noch dem Anbruch des neuen fröhlichen Tages vorangehen.

---

2. Nandscha.

Noch zu den Lebzeiten des seligen Casamajor besuchte ein junger Badaga (aus der Kaste der Kānakarn oder Schreiber, vergl. S. 89) die Schule, die in Käti eingerichtet war. Der junge Mensch — Nandscha war sein Name — erweckte durch seine ungewöhnlichen Talente, durch seinen stillen und stetigen Fleiß, besonders aber durch sein Aufmerken auf die Heilswahrheit so große Hoffnungen, daß schon Herr Casamajor sich der frohen Zuversicht hingab, er werde unter den Erstlingen der Badaga's sein, die in die Gemeinde des Herrn eintreten würden. Später diente er den Missionaren als Munschi oder Sprachlehrer und leistete ihnen bei dem Versuch einer Uebersetzung des Evangeliums Lucä ins Badaga treffliche Dienste. „Er spricht und versteht," schreibt Bühler im Okt. 1852, „neben seiner Muttersprache gut Kanaresisch, Tamil und Englisch. An dem Uebersetzungswerk arbeitete er mit Lust und Liebe; verfehlte er auch öfters den Sinn, so war doch im Ganzen seine sprachliche Darstellung gut, und wir hatten nur nachzuhelfen, wo es galt, das Wort der Schrift treu wiederzugeben. Auch ließ diese Arbeit sein eigenes Herz und Gewissen nicht unberührt. Im Laufe dieses Jahres (1852) war er viel krank und der Herr klopfte mächtiger an der Thüre seines Herzens an. Er verstand diese Mahnstimmen auch ganz gut; öfters bemächtigte sich seiner eine Angst vor der Ewigkeit. 'Sterben fürchte ich nicht!,' sagte er einmal zu mir, 'wenn es nur sich darum handelte, diese Welt zu verlassen; aber wohin geht meine Seele? Ich fürchte die Hölle; denn für den Himmel habe ich keine Gewißheit und Hoffnung.' — Einmal begleitete er mich eine Strecke Wegs. Wir saßen nieder in den Gebüschen, durch welche der Weg uns führte. Ich legte ihm das Heil in Christo aufs Neue ans Herz. Er war

bewegt und ganz bereit, den Turban abzunehmen und mit mir zum Gebet die Kniee zu beugen. Briefe, die er mir schrieb, zeugten davon, daß etwas sein Herz bewege. In einem derselben heißt es: 'Bei Tag und bei Nacht ringe ich mit dem Herrn Jesus. Meine Mutter und ich wissen, daß außer dem Herrn Jesus kein anderer Gott ist, und wir setzen unser Vertrauen auf Ihn; es fehlt uns nur noch die Taufe rc.' Diese Worte gehen freilich wohl weiter, als er wirklich es meinte; aber es war doch nicht Alles nur Täuschung. Nun aber kam das Gerücht aus, er wolle Christ werden, ja Manche sagten, er sei es schon im Geheimen geworden; da wurden die Gegner heftiger und drohten mit der Wegnahme seiner Frau und mit der Ausschließung aus der Kaste. Dieß schüchterte ihn ein und — er blieb weg. Wir geben aber die Hoffnung für ihn nicht auf. Möge der Herr ihn retten und frei machen von allen Banden, die ihn noch ans Heidenthum fesseln."

So schrieb Bühler im Okt. 1852. „Menschenfurcht ist es," heißt es in einem spätern Schreiben, „was ihn von uns weggetrieben hat. Er fühlte wohl, daß er bei uns nicht in die Länge hätte bleiben können, ohne zu einem entscheidenden Schritt sich genöthigt zu sehen. Zugleich stellte er sich vor, er könne ja in der Stille ein Christ sein, — äußerlich ein Heide, innerlich ein Diener des wahren Gottes; so entgehe er dem Haß und der Verfolgung der Welt. Wir beten für ihn, daß ihn der Herr nicht lassen wolle." — Gerade ein Jahr später (Okt. 1853) heißt es in einem Berichte desselben Missionars: „Mit einem Stachel im Herzen lief Randscha vor einem Jahre von uns weg; aber nach zwei Monaten kam er wieder und bat um Verzeihung und Wiederaufnahme [nemlich als Sprachlehrer in die Dienste der Missionare]. Eine Zeitlang sprach ich nicht mit ihm vom Evangelium und der Nothwendigkeit einer Entscheidung, um nicht etwa voreilig sein Herz zu verschließen. Endlich aber fieng er selbst davon an. Ich bat ihn dringend, den entscheidenden Schritt nicht zu verschieben, sondern so lange es Heute heiße, dem Ruf des Herrn sein Herz zu öffnen. Es sei dieß um so nöthiger, da seine Gesundheit offenbar wankend sei und seine Kränklichkeit die Spuren von Auszehrung an sich trage. 'Ich bin entschlossen', erwiederte er, 'mich taufen zu lassen; meine Mutter ist Eins mit mir; wir wollen in der nächsten Zeit es gewißlich thun.' Dabei führte er, wie er das früher schon öfters gethan hatte, das Wort des Heilandes an, das

ihm stets durch die Seele gehe: 'Wer sich Meiner und meiner Worte schämt, deß wird sich des Menschen Sohn auch schämen.'

„Bald darauf kam er nicht mehr von seinem Dorfe nach Käti, weil seine Kränklichkeit zunahm. Meine Befürchtung, daß dieß seine letzte Krankheit sein möchte, schien sich zu bestätigen. Ich gieng deßhalb (von Anfang Juni 1853 an) jede Woche zwei bis drei Mal in sein Dorf, sprach mit ihm über den Heilsweg und suchte ihn durch Vorhaltung der reichen Gnade Gottes zu ermuthigen. Wie es gewöhnlich bei den Auszehrenden der Fall ist, so war es auch bei ihm. Fühlte er sich einige Tage schlechter, so kamen wieder zwei oder drei leichtere Tage, und dann sagte er: 'Ja, ich werde besser, und sobald ich nach Käti gehen kann, so komme ich, um mich dort taufen zu lassen; denn nicht hier in diesem Dorfe, sondern in Käti soll es geschehen!' — 'Aber wenn du schwächer und schwächer wirst,' erwiederte ich, 'und du nicht mehr kommen kannst, was dann?' — 'O dann schreibe ich es,' sagte er, 'und lasse dich holen; aber dazu ist es immer noch Zeit. Ich zweifle aber nicht, daß ich nach Käti kommen kann.' — Aber er wurde immer schwächer. Seine Mutter, eine verständige Frau, die oft ziemlich helle Lichtblicke in das Wesen des Evangeliums hatte, sprach sich wiederholt wie ihr Sohn aus: sie fühle wohl, daß sie mit einander dem Herrn sich übergeben müssen und daß kein andrer Weg zum Himmel sei. 'Aber warum schiebt ihr den entscheidenden Schritt doch immer hinaus?' fragte ich. — 'Ich warte nur auf meine Mutter,' erwiederte Nandscha, 'und sie wartet auf die Ernte. In einigen Wochen ist die Ernte; thun wir jetzt den Schritt, so ist die Ernte verloren [weil die Kastengenossen das Stück Feld wegnehmen würden]; sammeln wir aber die Frucht zuvor ein, so kann sie uns Niemand mehr nehmen und wir haben etwas, wovon wir leben können?

„So ward Alles von Woche zu Woche hinausgeschoben. Ich betete viel zum Herrn, aber es kam zu nichts. Ich sah den Kampf in Nandscha. War er elender und kränker, so war sein Verlangen stärker und die Zeit, die er noch warten wollte, kürzer; fühlte er sich ein wenig besser, so sprach er wieder von Käti, wo er getauft werden wolle. Mein Eindruck war: Nandscha ist von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt; er will selig werden; er weiß auch, daß er einen Schritt thun muß; aber könnte es nicht so geschehen, daß er mit der Kaste nicht zu brechen brauchte? Er betet zum Herrn; könnte

das nicht auch im Verborgenen geschehen? Einzelne Gebräuche der Heiden könnte er ja mitmachen und nur die gröbsten fahren lassen! Dem Herrn das Herz, der Welt aber die äußere Erscheinung! Das, dachte er, gehe ja schon. Schreckte ihn dann die Nähe des Todes, so fand er, daß diese Gründe nicht Stich halten, und er sprach wieder ernstlicher von der Taufe."

So schreibt Bühler. Aber die Lage des unglücklichen Nandscha wurde immer bedenklicher. Die Mutter, die so oft versichert hatte, daß sie mit ihrem Sohne wolle dem Herrn angehören, ward nach und nach das Haupthinderniß für diesen. Sie hieng noch mit zäher Scheu an der Kaste; diese war es, die sie nicht zu brechen den Muth hatte, und je größere Gewalt dieses fein und stark gesponnene Netzwerk des Teufels über ihr Gemüth erhielt, desto schwächer wurden die Züge der göttlichen Gnade an ihrem Herzen, und desto stärker der Widerstand gegen den Ruf der rettenden Liebe Gottes. Sie verweigerte dem Missionar das Betreten der Krankenstube ihres Sohnes, weil dadurch die Wohnung „verunreinigt" würde; jener mußte auf der Vorhalle des Hauses bleiben und von dort aus mit dem Kranken reden, den man etwa heraus auf die Thürschwelle trug. Ja es wurde den Missionaren immer klarer, daß förmliche Drohungen der Mutter den Sohn von jedem kühnen Vorwärtsschreiten zurückschreckten. Als Bühler nach eigenem dreiwöchigem Unwohlsein wieder das Dorf besuchte (Br. Mörike hatte mittlerweile seine Stelle vertreten), fand er, daß die Krankheit Nandscha's reißende Fortschritte gemacht, aber auch, daß Mutter und Verwandte ihre Zuflucht zu den Zaubereien eines Kurumba genommen hatten, um womöglich die Krankheit zu kuriren. Eines Samstags eilte Bühler wieder hinüber in das Dorf. „Es ist gut, daß du kommst," rief ihm ein Verwandter Nandscha's beim Eintritt ins Dorf entgegen; „seit gestern ist er am Sterben." — „Ich lief zur Hausthüre," fährt Bühler fort, „mehrere Leute saßen im Haus; die Mutter sah betrübter aus als je. Man brachte den Kranken zur Thüre. Er konnte nicht mehr stehen, auch nicht mehr frei sitzen. Er sah aus wie ein Sterbender. Heftiger Husten machte ihm das Sprechen unmöglich. Man trug ihn wieder hinweg. Leise sagte er noch: 'Komm zu mir.' Seine Mutter und deren Bruder (Nandscha's Oheim) saßen innerhalb der Thüre, ich außen, neben mir andere Leute. Ich sprach von dem Ernst des Todes, vom Gericht, vom Erbarmen Gottes in Christo. Alle waren bewegt. Jetzt

glaubte ich ins Haus treten zu sollen, aber Mutter und Oheim versperrten mir die Thüre. Also sollte mir die letzte Unterredung verwehrt sein? — —" Bühler mußte wegen des strömenden Regens zwei Stunden lang noch verweilen; aber er fand keinen Zutritt zu Nandscha. Am andern Tage vernahm er, daß Nandscha noch lebe. Trotz des unaufhörlichen Regens machte der theure Bruder sich auf bodenlosen Pfaden und durch die angeschwollenen Bergbäche auf den Weg. Jetzt trat er, ohne zu fragen, gleich ins Haus hinein; Niemand wehrte es ihm; es waren nur freundliche Leute da. Nandscha fand er bei vollem Bewußtsein und etwas kräftiger. Bühler hielt ihm mit der Inbrunst des tiefsten Erbarmens vor, wie ihm Gott noch einen Gnadentag bescheert, wie er selbst (der Missionar) dieß als eine Erhörung seiner heißen Gebete ansehe, und wie es nun eine ungesäumte Entscheidung für den Herrn gelte. „Ja," war die Antwort, „aber nicht heute." — „Glaubst du," fragte der Missionar weiter, „daß du ein armer Sünder bist, und daß Jesus, der Sohn des lebendigen Gottes, auch für dich gestorben und auferstanden ist, daß Er auch dich retten und in sein Reich aufnehmen will?" — „Ja, das glaube ich Alles," erwiederte der Kranke. — „Aber warum willst du Ihn nicht hören, der dir noch in deiner Todesstunde ruft und dir das Siegel der Taufe anbietet? Fürchtest du denn deine Verwandten?" — „Ach nein," rief er, „was können mir denn die thun, da ich jetzt sterben muß." — „Fürchtest du, deine Mutter werde verlassen und hülflos sein, wenn du Christ wirst? Wir werden für sie thun, was wir können." — „Das ist nicht nöthig, meine Mutter stirbt mit mir!" — Der Missionar erschrak und vermuthete, sie habe Selbstmordsgedanken. „Nein," erwiederte Nandscha ausweichend, „aber sie kann ohne mich nicht leben." — „Willst du also die Taufe nicht?" — „Doch ja, ich will sie, aber heute nicht." — Der Missionar war tief erschüttert; er betete noch laut mit den Anwesenden für den Kranken und schickte sich zum Abschied an. Noch einmal aber wandte er sich an Nandscha. „Mein Freund," sagte er, „ich glaube, nun habe ich das Meinige gethan; ich bin heute nochmals trotz des strömenden Regens zu dir geeilt; ich war früher oft bei dir. Du gehst jetzt in eine andere Welt, und wenn du vor Gott erscheinst, kannst du nicht sagen, es habe Niemand nach dir gesehen, oder du habest den Weg des Heils nicht gewußt." Wehmüthig schaute der Sterbende nach dem treuen Knechte des Herrn hinauf und sagte:

„Nein, auf dir liegt keine Schuld. Du hast mir viel Barmherzigkeit erzeigt. Ich will die Taufe, aber — heute nicht! Ich will dich morgen oder übermorgen rufen lassen." — „Naudscha," rief der Missionar mit Beben, „das Heute ist dein, das Morgen oder Uebermorgen nicht!" Doch er blieb dabei. Sein letztes Wort, welches Bühler aus seinem Munde hinieden vernahm, war: „Morgen oder übermorgen, — heute nicht." Zwei Tage darauf (23. Aug. 1853) war Nandscha eine Leiche. Noch in der Nacht zuvor hatte ihm geträumt, Gott sei ihm erschienen und habe ihm gesagt: „Sei getrost, Naudscha, du wirst wieder gesund; heute noch wirst du in den Hof des Dorfes gehen." Voll Freude erzählte er seinen Eltern mit dem Anbruch des Tages den Traum, forderte etwas zu trinken, nahm's, lehnte sich zurück und — starb.

Als Bühler und Mörike die Todeskunde erhielten, eilten sie mit schwerem Herzen nach Nandscha's Dorf. Die Mutter, sonst eine redselige Frau, lief starr und schweigend bald zum Leichnam, der außen stand, bald ins Haus hinein. Plötzlich, während die Missionare mit den andern Leuten sprachen, hieß es: „Die Mutter hat sich drinnen erhängt!" Ein Mann schnitt aber den Strick ab und berichtete, sie lebe, und es habe ihr nichts gethan. Ihr eigener Mann rührte sich bei alle dem nicht, und es war, als wenn nichts geschehen wäre. Auch die andern Alle blieben gleichgültig. „Die Weiber und Mädchen drehten nicht einmal den Kopf um; der Tanz um die Leiche war ihnen wichtiger." Bald nachher kam die Mutter selbst wieder, als wenn nichts vorgefallen wäre.

„Nachdem der Tanz vorüber war," schreibt Mörike, „begleitete ich die Leiche zu dem eine Viertelstunde entfernten Begräbnißplatze, der ohne alle Einfriedigung im Thalgrund am Ufer des Baches gelegen ist und sich kaum durch einige Gräberspuren kenntlich macht. Die Känakarn (Schreiberkaste der Badaga's, zu welcher Nandscha gehörte) verbrennen nemlich ihre Todten nicht, sondern beerdigen sie im angeschwemmten Sandboden. Nachdem das Grab fertig war, wurden je in den vier Ecken der Grube Lampen angezündet und weiße Fäden kreuzweise über das Grab gespannt. Dann wurde der Leichnam ohne Sarg, in voller Kleidung, ins Grab gelegt und auf ihm fast das ganze Eigenthum des Verstorbenen, darunter auch der Reisestab und die Flöte. Nachdem das Grab geschlossen war, bat ich die Anwesenden um einige Augenblicke Ruhe. Zu meiner Ver-

wunderung ward Alles stille. Dann fieng ich mit tiefer Bewegung zu reden an.... Dieß ist die erste Leichenrede, die ich am Grabe eines Badaga hielt. Aber ach, unter welchen Umständen! Ach Herr, mußte ich auf dem Heimweg seufzen, ein Tag der Aussaat in großer Trübsal, — aber nicht zu groß, wenn du früher oder später dir aus diesem Jammer ein Lob bereitest!.."

Wer will nicht mit diesen theuern Brüdern fühlen, welche an jenem Tage ihre erste ernstlich gemeinte Hoffnung für das Volk der Badaga's so jammervoll zertrümmert ins Grab sinken sahen! Und doch jenes „Früher oder Später", welches Br. Mörike seufzend zum Herrn schickte, sollte nicht ausbleiben.

Aber Einer der theuern Brüder, — eben der, welcher mit zitternder Hoffnung so oft an des armen Nandscha Krankenlager um seine Seele gerungen hatte, — sollte jenen Tag süßer Erntefreude nicht mehr über den blauen Bergen anbrechen sehen. Im Juni 1854 wüthete die Cholera mit furchtbarer Gewalt in vielen Dörfern der Nilagiri. Auch in dem Missionsgehöfte zu Käti stellte sie sich ein und forderte im Lauf etlicher Tage nicht weniger als sieben Opfer aus den daselbst wohnenden Eingeborenen. Auch Missionar Bühler wurde davon ergriffen (21. Juni). Eine Leber- und Magen-Entzündung gesellte sich dazu. Drei freundliche, wahrhaft brüderliche Aerzte aus Ottakamänd nahmen sich mit großer Treue des Kranken an; aber alle fürchteten von Anfang an für sein Leben. Am 28. Juni trug man ihn im Palankin hinüber nach Ottakamänd, damit er der ärztlichen Hülfe und Pflege näher sei. Ein christlicher Engländer nahm ihn und seine Gattin aufs liebreichste in sein Haus auf. Die Bewegung im Palankin schien dem Leidenden eher wohlgethan zu haben, und leise Hoffnungen für seine Erhaltung tauchten auf. Allein bald stellten sich die beängstigendsten Symptome wieder ein. Am 7. Juli (1854) schlief er unter den Gebeten treuer Missionsgeschwister sanft in die Ewigkeit hinüber. Sein Verlust für unsre Mission war groß und von Allen tief empfunden. Aber über seinem Grabe sollte bald darauf die Saat aufgehen, die er mit hatte ausstreuen helfen. „Denn hier ist der Spruch wahr: Dieser säet, der Andere schneidet. Und wer da schneidet, der empfängt Lohn, und sammelt Frucht zum ewigen Leben, auf daß mit einander sich freuen, der da säet und der da schneidet."

---

3. Was es mit einem Erstling auf sich hat.

Etwa 1 ⅓ Stunden von Käti liegt ein Badaga-Dorf, Tschogatorre mit Namen. Die Bewohner desselben gehören zur Kaste der Kānakaru, d. h. der Rechner- und Schreiberklasse, die durch Intelligenz vor den übrigen Gliedern ihrer Volksfamilie sich vortheilhaft auszeichnen. „Die Kānakaru," sagt Mörike, „haben noch heute den Ruf, nachdenksamer und für Kenntnisse in Welt- und Religionssachen empfänglicher zu sein, als andere Badaga's." War doch auch der Nandscha, von dem wir soeben erzählt haben, ein Kānaka gewesen. Es lag den Missionaren oft der Gedanke sehr nahe, daß, wenn irgend an einem Punkte der Nilagiri-Bevölkerung einmal ein Durchbruch zum Christenthum durch Gottes Gnade geschehen sollte, so werde es unter den Kānakaru geschehen. Deshalb suchten sie auch die Dörfer dieser Kaste besonders fleißig auf, ohne die andern Ansiedlungen der Bergbewohner zu vernachläßigen. Missionar Mörike kann schon im Juli 1857 schreiben: „Tschogatorre gehört zu denjenigen Dörfern, welche gleich von Anfang unsrer Nilagiri-Mission an mit dem Evangelium bekannt und seitdem fast unzählige Mal von uns besucht wurden. Schon Br. Weigle, der damals noch in Katēri wohnte, fieng vor zehn Jahren dort eine Schule an, in welcher ein heidnischer Schulmeister als Lehrer angestellt wurde. Nach einiger Zeit jedoch erwies sich der Einfluß dieses heidnischen Lehrers als schädlich für die Dorfleute und für die Kinder. Er wurde daher entlassen, und wir machten den Versuch mit einem christlichen Schullehrer von niederer Kaste (einem aus dem Unterland gekommenen Tamulen). Dieß war aber zu viel für die Leute von Tschogatorre, die zur (vornehmern) Kānaka-Kaste gehören und den Lingam, dieses Sinnbild des Gottes Siwa, in einer Kapsel auf der Brust zu tragen das Recht haben. Die Folge davon war, daß die Schule allmählig eingieng. Auch nach dem Aufhören derselben setzten wir übrigens unsre Besuche fort und fanden meist freundliche und willige Zuhörer. Nirgends wurde ich mit der ganzen Dorfschaft, Männern, Weibern und Kindern, so im Einzelnen bekannt, wie hier. Auch stellten sich bald einige Leute heraus, die für die Zukunft Hoffnung gaben und unsrer besondern Aufmerksamkeit werth schienen. Besonders ein Mann, Namens Hālea, giebt mir den Eindruck, den ich schon Jahre lang in mir trage, daß er — wo nicht der Erstling — doch einer der Erstlinge

der Badaga's werden könnte. Er hielt sich lange Zeit ferne und schien unsern Umgang zu fürchten; besonders war er in Gegenwart Anderer sehr zurückhaltend gegen uns. Doch suchte ich ihn immer wieder auf, und wenn ich ihn allein sprechen konnte, fand ich ihn sehr offen für die Wahrheit. Aus seinen Bemerkungen und Antworten sah ich, daß er nach Wahrheit suchte, die verschiedenen Religionen verglich und eine Zeitlang durch Umgang mit Römischkatholischen zum Pabstthum sich hinneigte. Zuletzt schien ihm nur noch die Taufe ein Anstoß. Er erklärte, er glaube an Jesum Christum als seinen Herrn und Heiland, meinte aber, er könne diesen seinen Glauben für sich behalten und der Taufe entbehren. So stand es etwa seit einem Jahr. Gegen Ende des letzten Jahres (1856) fieng ich an, die Kaffeepflanzung in Hullikal (etwa zwei Stunden von hier), wo Hälea Aufseher ist, monatlich ein Mal zu besuchen und mit Erlaubniß des englischen Pflanzers, Herrn Stanebank, eines wohlmeinenden Mannes, seinen etwa 50 Badaga-Arbeitern zu predigen. Etwas später kam Hälea eines Sonntags sammt dem Hauptmann seines Dorfes Tschogatorre und einigen andern Begleitern zu uns, um sich eine Schule für ihre Kinder zu erbitten. Ich hielt ihnen ihr früheres Benehmen, so lange die einstige Schule in ihrem Dorfe noch bestand, vor und fragte, welches Vertrauen ich in ihre Aussagen setzen könne, nachdem sie jene vernichtet hätten. Sie fuhren aber fort zu bitten, versprachen, eine bestimmte Anzahl von Kindern zur Schule zu senden, und boten zu diesem Zwecke sogar ein Haus an. Bei einer andern Gelegenheit sagte mir Hälea, seine Absicht bei der Schule sei, die Dorfleute und Kinder mit dem Evangelium bekannter werden zu lassen, damit so der Uebertritt vorbereitet werde. Diese Bemerkung war mir natürlich merkwürdig, aber zu schön, als daß ich sie unbedingt hätte glauben können. Aber im Namen des Herrn fieng ich die Schule an mit einem unsrer geschulten, aber noch heidnischen Badaga-Jünglinge als Lehrer. Sie zählt jetzt elf Kinder, welche meist mit großem Eifer und wahrer Lust lernen! Auch Hälea schickte zwei Kinder in die Schule und freut sich ihrer Fortschritte."

Jene Bitte Hälea's um eine Schule, und die von ihm vorgebrachten Gründe dafür, welche dem Missionar „merkwürdig, aber zu schön vorkamen, als daß er sie unbedingt hätte glauben können," hatten doch in dem nachdenksamen umsichtigen Gemüthe dieses Mannes einen tieferen Wahrheitsgrund, als Mörike damals noch ahnte. Das

Verlangen, ein Christ und des Heils in Christo theilhaftig zu werden, wohnte schon um jene Zeit tief und gotteskräftig in dieser Seele; aber vor seinem nüchtern prüfenden Auge verbargen sich auch nicht die Berge von Schwierigkeiten, die einem solchen Schritte sich entgegenthürmten. Mörike selbst hat dieß erst nachher in seinem ganzen Umfang verstanden. „Wir Alle wissen," schreibt er später (11. Okt. 1858), „welche Macht die Gewohnheit, die Ueberlieferung, die Erziehung und Umgebung auf uns ausüben. Diese Macht ist besonders groß in Indien, wo der Begriff 'Religion' mit dem von 'Sitten und Gebräuchen' in Eins zusammenfällt. Dieser Macht gegenüber ist das Alleinstehen, wobei man sein eigenes ganzes Volk sich entgegen weiß, von unglaublicher Schwierigkeit. Daher ist es in Indien eine Seltenheit, daß Einer allein zuerst Christ wird. In Tinnevelly (Süd-Indien) war es fast immer eine größere oder kleinere Anzahl von Kastengenossen, die mit einander und zugleich das Heidenthum aufgaben. Vielleicht in der ersten Zeit macht die Taufe selbst, die Freude über das empfangene Gut, das freundliche Entgegenkommen europäischer und anderer Christen, der Reiz der Neuheit und die Hoffnung auf baldiges Nachfolgen anderer Stammgenossen den großen Schritt etwas leichter; aber wenn dann diese Hoffnung dennoch unerfüllt bliebe, wie dann? Man denke sich noch dazu, daß ein solcher Erstling einerseits von den Seinigen ausgestoßen wie ein verhaßter Fremdling allein dasteht, andererseits doch in Mitten seiner Volksgenossen lebt und wandelt, und um seines Berufes willen, der ihn von Sonnenauf- bis Sonnenniedergang in Anspruch nimmt, nur am Sonntag etwa mit andern Christen zusammen sein kann; ferner daß einem solchen Erstling meistens alle Schulbildung abgeht und durch die Strenge seines Lebensberufs auch jede Gelegenheit zur Selbstfortbildung abgeschnitten ist; ja daß ihm die Gefahr droht, seinen Beruf, der ihm die Mittel zu seinem Lebensunterhalt bietet, ganz zu verlieren. Wie leicht könnten die übrigen Plantagen-Arbeiter in Hullikal, deren Aufseher Hälea war, sich weigern, ihn (wenn er Christ würde) ferner als solchen über sich zu haben, und auch der wohlmeinende englische Plantagenbesitzer hätte dann keine andere Wahl, als ihn zu entlassen! Aus dem drückenden Vorgefühl solcher Schwierigkeiten gieng wohl bei Hälea dır Wunsch und die Bitte hervor, daß in seinem Dorfe eine Schule möchte errichtet werden, 'damit das Dorf mit dem Evangelium bekannter und der Uebertritt vorbereitet werde.'"

„Eine andere unbeschreiblich große Schwierigkeit," schreibt Miss. Mörike weiter, „liegt für einen Erstling in Indien in den Familienverbindungen. Hälea's Familienleben war, soweit es bei den Heiden möglich ist, ein wahrhaft glückliches. Seine Ehe ist mit sieben Kindern gesegnet, vier Mädchen und drei Knaben; seine Frau, sehr verständig und charakterfest, ist eine treue und geschäftige Hausmutter, die nur für ihr Haus lebt. Wird nicht der Tag des Uebertritts zum Christenthum einen tiefschmerzlichen und bleibenden Riß in dieß glückliche Familienleben bringen? Wird nicht die bis dahin treue und anhängliche Gattin und Hausmutter mit dem Tage der Taufe die entschiedenste Feindin des Mannes werden, dem Gatten das Haus verschließen und dem Vater selbst den Anblick der Kinder verweigern? Wird sie nicht nach der Weise der Badagafrauen mit dem Morde der eigenen Kinder und mit Gedanken des Selbstmords umgehen? Und bei dem Allem das Alleinstehen, dieses furchtbare Alleinstehen!"

Mörike macht noch auf eine weitere Schwierigkeit aufmerksam, die in dem socialen Leben der Badaga's ihren Grund hat. „Bei dem mehr patriarchalischen Leben dieses Volksstammes," schreibt er, „ist eine Sonderstellung in der Gesellschaft nahezu eine Unmöglichkeit. Die Aeltesten, besonders wenn sie zugleich als Ortsvorsteher politische Macht haben, ordnen und leiten Alles bis auf die Heirathen, die Arbeiten und den Verdienst der einzelnen Familien hinaus. Die Aeltesten sind auch zugleich die entscheidenden Richter in Streitsachen, die Hüter der herkömmlichen Sitten und Gebräuche und die Ceremonienmeister bei allen Festlichkeiten. Ihre Macht ist so unbeschränkt, daß, wenn je einmal der Fall eintritt (er ist aber selten genug), daß ihre Beschlüsse von dem englischen Richter auf die Seite gesetzt werden, sie sich kaum von ihrer Bestürzung erholen können und solches für den schnödesten Eingriff in ihre Rechte ansehen. Es ist natürlich solchen Leuten klar, daß sie mit dem Sieg des Evangeliums drei Viertheile ihrer Gewalt und ihres Gewinns verlieren würden. Was aber ein Erstling unter solchen Umständen bis ins Kleinste hinein zu erdulden hätte, ist wahrlich nicht leicht zu beschreiben. Ich will nur einige Züge hervorheben: — Hälea hat als ziemlich bemittelter und einsichtsvoller Familienvater eine Stelle und Stimme in der Rathsversammlung, die gewöhnlich am Sonntag zusammentritt. Diese Stellung müßte er, wenn er Christ wird, gänzlich verlieren. Niemand

wird auch nur von ferne mit ihm zu thun haben wollen, weil er dann unter dem strengsten Banne der Aeltesten stünde, die ihn am liebsten aus dem Leben, oder wenigstens aus dem Lande schaffen möchten. Ebenso muß das freundnachbarliche Verhältniß zwischen ihm und seiner nächsten Umgebung vollständig ein Ende nehmen. Es ist unter den Badaga's Sitte, daß die Nachbarn Alles gemeinschaftlich thun. Ein Haus, ein Stall wird, da sie keine besondern Handwerker unter sich haben, von den Familien- und Dorfgenossen zusammen errichtet; ein Feld, auf dem oft zehn Pflüge gehen, wird gemeinschaftlich angebaut ꝛc. Alle diese Vortheile fallen für denjenigen weg, der als ein Erstling und allein heraustritt. Sogar der Grund, und Boden, den er zuvor als Eigenthum betrachten durfte, und für den er die Grundsteuer zahlt, kann von dem Distriktsvorsteher zurückgefordert und zurückgenommen werden, weil die liegenden Güter in gewissem Sinn nicht sowohl dem Einzelnen, als vielmehr dem Gemeinwesen gehörend betrachtet werden.

„Eine Sorge ferner, die den Badaga's immer viel zu schaffen macht, ist die Verheirathung ihrer Söhne und Töchter. Wer wird den Söhnen eines Erstlings seine Töchter geben, und die Töchter eines Ausgeschlossenen seinen Söhnen zu Frauen nehmen? In Indien ist diese Frage eine der frühesten und angelegentlichsten, die bei einem Familienvater oder einer Mutter erwacht, und sie beschäftigt sie so lange, bis wenigstens die Verlobung der Kinder, welche der Heirath gleich geachtet wird, glücklich zu Stande gekommen ist. — Faßt man Alles dieß zusammen (und es sind doch nur wenige Umrisse der sich aufthürmenden Schwierigkeiten), so wird man begreifen, was für eine Macht göttlicher Gnade und welche Kraft des Glaubens bei einem Badaga dazu gehört, als der Erstling durch alle Hindernisse durchzubrechen und durch das freie Bekenntniß Christi in der Taufe mit seinem ganzen Volke zu brechen!"

So schreibt Missionar Mörike, und wir verstehen aus dieser Darlegung, warum ein Apostel Paulus mehrmals in seinen Briefen mit solchem Nachdruck den einen oder Andern als Erstling seines Volkes bezeichnete. „Ihr kennet das Haus des Stephanas, daß sie sind die Erstlinge in Achaja, und haben sich selbst verordnet zum Dienst der Heiligen; daß auch ihr solchen unterthan seiet;.. erkennet, die also sind." Das erste Heraustreten eines Individuums aus der festgeschlossenen, starken und mächtigen Volkssitte, sein kühnes Durch-

brechen durch die uralten, religiösen und socialen Bande des Volkslebens ist an und für sich schon eine That von so großem Werth und zeugt von solcher Geisteskraft und Lebensfülle, daß der Apostel ohne Weiteres von den Uebrigen ein „Unterthansein" fordern kann und mit Recht hinzufügen darf: „Erkennet, die also sind." Aber eine solche Erstlingsschaft hat noch eine andere tiefere Bedeutung. Sie kann nicht ohne mächtige Rückwirkung auf das Ganze bleiben. Es ist ein wirklicher neuer Lebensanfang für das ganze Volk, aus dessen Mitte der Erstling hervorgeht, — ein Anfang, der nicht aus den im Volke bereits vorhandenen Lebenselementen, sondern nur aus einem von Außen, von Oben gekommenen neuen Schöpfungswunder erklärbar ist. Man hat schon oft darauf hingewiesen, wie das Alterthum eine viel tiefere und lebensvollere Anschauung gehabt habe von dem innern und innigen Lebenszusammenhang, in welchem alle einzelnen Glieder eines Volkes unter sich und mit der Volksgesammtheit stehen. Während man in unsrer Zeit und namentlich unter uns Abendländern den Begriff der Individualität, der persönlichen Besonderheit, aufs äußerste steigert und die einzelne Persönlichkeit aus ihrer gliedlichen Zusammengehörigkeit mit ihrem Volksganzen allzusehr abzulösen geneigt ist, pflegte das Alterthum (auch das heidnische) ein Volk als einen lebendigen Organismus anzuschauen, an welchem die einzelnen Individuen nur die gegenseitig sich bedingenden und lebensvoll aufeinander wirkenden Glieder sind. Das Volk als Ganzes war für diese Anschauung eine Art in sich geschlossener Persönlichkeit, bei welcher jede wesentliche Veränderung, die an einem seiner organischen Glieder vorgeht, sofort umgestaltend auf den Gesammt-Organismus zurückwirken muß. Auch die Bibel hält von Anfang bis zum Ende diese Anschauung fest. So namentlich auch der Apostel Paulus. Das Volk Israel ist ihm ein Baum mit Wurzel und Zweigen. Daraus zieht er bedeutungsvolle Schlüsse. „Ist die Wurzel heilig, so sinds auch die Zweige" (Röm. 11, 16). Aus der heiligen Wurzel der Patriarchen muß also immer wieder ein heiliges Volk Israel hervorsprießen. An derselben Stelle betrachtet er dieß Volk unter dem Bilde des Teiges, bei welchem jeder Theil die Natur des Ganzen an sich tragen muß. „Ist der Anbruch (eigentlich: Erstling) heilig, so ist auch der Teig heilig." Die chemische Veränderung, welche der Sauerteig von einem einzigen kleinen Punkte aus auf die ganze Masse des Teigs ausübt, ist bedingt durch den organischen Zusammenhang, in

welchem alle einzelnen Theile des Ganzen unter sich stehen, ist aber auch die nothwendige Folge dieses Zusammenhangs. So, und nur so verstehen wir den Nachdruck, mit dem der Apostel die „Erstlinge in Achaja" wiederholt hervorhebt und ihre Namen den Jahrhunderten nach ihm überliefert. Denn diese Erstlinge waren ihm, so wenig es vor Menschenaugen den Anschein haben mochte, ein Unterpfand dafür, daß nach Gottes herrlichem Liebesrath und nach dem Lebensgesetz eines jeden Organismus das ganze Volk, aus welchem sie als die Erstlinge herausgetreten, noch in die Lebensgemeinschaft Christi treten wird, ja (in des Apostels Anschauung) bereits faktisch eingeführt ist. Dieß ist auch die Bedeutung der vereinzelten Bekehrungsgeschichte, die wir hier unsern Lesern vorführen.

---

4. Kampf und Sieg.

Wir haben Hälea verlassen, wie er den Missionar, im Vorgefühl der bevorstehenden Schwierigkeiten, um die Errichtung einer christlichen Schule in seinem Dorfe Tschogatorre bittet. Sein Gesuch wird erfüllt. Die Schule kommt in erfreulichen Gang. „Ich sah ihn nun öfters in seinem Dorf, sowie auf der Kaffeepflanzung, wo er als Aufseher dient, und hier in Käti," schreibt Mörike weiter (13. Juli 1857). „Als er einmal wieder zu uns kam, brachte er die mir unerwartete Bitte vor, daß wir in seinem Dorfe ein Bethaus bauen und einen Katechisten schicken möchten. Seine Worte waren: 'Eine Kirche wünsche ich mir in meinem Dorfe, damit wenigstens die Nachkommen beim Anblick derselben sagen werden: Dieß ist eine Kirche Christi!' Dieß frappirte mich noch mehr als seine frühere Bitte um eine Schule, und doch wußte ich nicht, ob er sich ganz klar sei über den Inhalt und Umfang seiner Bitte. Ich versprach ihm daher nur, ich werde mir die Sache überlegen, und wartete auf noch deutlichere Erklärungen von seiner Seite. Später kam er wieder mit derselben Bitte, sprach sich aber noch nicht deutlicher aus. Endlich am 21. Juni (1857), am zweiten Sonntag nach Trinitatis, kam er wieder nach Käti und wohnte dem kanaresischen Gottesdienste bei, in welchem ich über das Evangelium vom verlorenen Schaf predigte. Nachher nahm ich ihn in ein Zimmer besonders und sagte ihm mit wehmüthigem Herzen, daß eben auch er samt den

übrigen Badaga's zu den verlorenen Schafen gehöre, von denen der Heiland im Gleichniß rede. Seine Antwort war: 'Ich war verloren, aber ich bin gefunden.' — Wie das? rief ich voll Erstaunen. — 'Ich glaube an den Herrn,' erwiederte er, 'und möchte sobald als möglich getauft werden; wäre es nicht möglich am nächsten Sonntag?' Ich konnte mich kaum fassen vor innerer Bewegung und fragte ihn noch weiter aus. Er sagte, er habe die Frage schon längst in seinem Herzen bewegt und sei nun entschlossen, sich taufen zu lassen. Als ich nach seiner Frau, seinen Kindern und Verwandten fragte, meinte er der Frau sicher zu sein, daß sie ihm folgen werde; die Andern schien er nicht zu fürchten. Ich erklärte ihm, ich müsse ihn noch so oft und so lange als möglich vor der Taufe sehen, um ihn in der christlichen Wahrheit zu unterrichten, ungeachtet er mit derselben ziemlich vertraut ist. So bestimmte er einen Tag, an welchem er wieder kommen wolle, und gieng.

„Wie innig wir dem Herrn für diese Gnadenheimsuchung dankten, und wie brünstig wir mit Bitten um weitern Segen anhielten, brauche ich nicht zu sagen. Gleich am folgenden Tag (Montag) gieng ich nach der Kaffeepflanzung von Hullikal, um von dem Besitzer derselben für Hälea Urlaub für diese ganze Woche auszuwirken, was auch gerne gewährt wurde. Schon am Dienstag kam er hieher (nach Käti). Ich redete lange mit ihm und wir beteten zusammen. Tags darauf kam er mit zwei andern Badaga's, einem jüngern und einem ältern Manne (Hälea selbst ist etwa 40 Jahre alt), die mit ihm getauft sein wollten. Beide waren mir wohlbekannt. Der Jüngere händigte mir seinen Lingam, das Zeichen des Götzendienstes, ein, und der Andere versprach, es am folgenden Tage thun zu wollen. Ich sprach und betete mit ihnen und sie giengen freudig wieder von dannen. Aber dieser Sieg war dem Widersacher der Menschenseelen zu groß. Noch an demselben Abend wurde die Absicht der Männer im Dorfe (Tschogatorre) bekannt und der Sturm brach los. Die Frauen dieser drei Leute wurden mit Lügen aufgehetzt und drohten, ihre Männer zu verlassen und sich selbst das Leben zu nehmen. Alle Mächte der Finsterniß vereinigten sich, diese Lebensregung zu unterdrücken. Tags darauf (Donnerstag) kamen die Männer nicht. Ich suchte sie auf dem Feld und in der Pflanzung auf, und fand sie eingeschüchtert und um Geduld bittend, bis sie etwas freier sich fühlen würden. Ich ermahnte sie herzlich und dringend, sprach auch mit einer der Frauen,

fand sie aber unbeweglich, also daß sie sogar in meiner Gegenwart es nicht lassen konnte, ihren Mann zu beschimpfen. Es blieb uns nichts übrig, als mit Gebet anzuhalten und diese Seelen priesterlich auf dem Herzen zu tragen. In der darauffolgenden Zeit besuchte ich die Männer wieder und wieder, sah auch die Frauen, und in letzter Woche fand ich eine derselben recht zugänglich, die andere aber sehr aufgebracht über ihren Mann. Gestern (Sonntag) Nachmittag wußte ich, daß ich die Meisten zu Hause treffen würde, und gieng nach Tschogatorre, wo ich ganz zu gelegener Zeit kam. Ich fand Hälea freudig und vergnügt über jegliches Wort Gottes, das ich ihm brachte. Er ist, so viel ich sehe, im Grunde noch fest, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß er über kurz oder lang gewonnen werden wird. Ach wir liegen in Geburtswehen, in denen nur Gottes Macht helfen kann." —

So standen die Sachen nach Mörike's Brief vom Juli 1857. Um die gleiche Zeit aber trafen die ersten Schreckensposten von der in Nord-Indien ausgebrochenen Militär-Meuterei auf den blauen Bergen ein. Es war wie ein Erdbeben, dessen Schwingungen sich durch ganz Indien und selbst bis auf die isolirte Berginsel der Nilagiri hinauf fühlbar machten. Die ganze eingeborne Bevölkerung Hindostans erwartete den Untergang der brittischen Herrschaft und mit ihr auch den Untergang der christlichen Missionen im Lande. Selbst unter den Europäern, die in Indien lebten, gab es nur wenige kühne Geister, die in Mitten dieser ungeheuern Kalamität noch Muth und Hoffnung sich bewahrten. Daß von dieser allgemeinen Bestürzung ein Rückschlag sich wohl auch in dem armen Bergdorfe Tschogatorre fühlbar machen und auf jene wahrheitsuchenden Männer, die ohnehin von Schwierigkeiten sich umgeben sahen, entmuthigend wirken werde, war zu erwarten. Viele Monate hindurch hörten wir (in Basel) keinen Laut mehr von Hälea und seinen beiden Freunden, so sehr wir uns darnach sehnten. Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß eben die Briefe, die wir ersehnten und welche so freudige Kunde enthielten, mit dem englischen Postdampfer, welcher sie trug, in die Tiefe des Meeres versanken. Erst im Juli 1858, also ein volles Jahr nach jenem ersten Bericht über Hälea's Annäherung, erreichte uns die herzerquickende Nachricht von seiner bereits geschehenen Taufe. Einige Tage darauf kam auch der verloren geglaubte, kaum noch lesbare Brief, der schon am Abend des Tauftags geschrieben

war, und der durch die Taucherkunst der singhalesischen Perlfischer aus der Tiefe des Meeres wieder heraufgeholt wurde.

„Mit ungemischter Herzensfreude," so schreibt Mörike in diesem aus der Meerestiefe geretteten Briefe vom Sonntag den 31. Jan. 1858, „und voll anbetenden Dankes gegen den treuen Hirten der Seelen darf ich Ihnen melden, daß ich heute den Erstling der Badaga's in den Tod Jesu taufen durfte. Unsre Seele erhebet den Herrn und unser Geist freuet sich Gottes, unsres Heilandes. Er hat unsre Niedrigkeit angesehen und große Dinge an uns gethan, der da mächtig ist, und deß Name heilig ist.

„Seitdem Hälea, der nun Abraham heißt, mit seinen zwei Genossen durch den Sturm der Verfolgung sich hatte einschüchtern lassen, gieng ich ihm ununterbrochen mit suchender Liebe nach, um die Verbindung, die ich mit seinem Herzen hatte, durch Gottes Gnade aufrecht zu halten. Er spürte wohl, daß meines Herzens Verlangen auf ihn gieng; er wies mich aber immer wieder auf seine Familie, auf deren Entscheidung er warte, und die er mit sich zu ziehen hoffte. Der Herr gab uns Gnade, fortzubeten. Hälea's Aeußerungen gaben mir wenig Hoffnung; doch fühlte ich, daß das Wort Gottes für ihn eine Macht war, von der er sich jetzt schon gebunden fühlte, und unter die er sich früher oder später vollständig beugen mußte. Acht lange Monate vergiengen indessen und er meinte noch immer zuwarten zu müssen, bis seine Frau Eines Sinnes mit ihm wäre. Da ließ er mir endlich unversehens durch einen Freund (einen Arbeiter auf der Kaffeepflanzung zu Hullikal) sagen, daß er entschlossen sei, nächsten Sonntag (d. h. heute vor acht Tagen) zu uns kommen und sich für den Herrn zu entscheiden. Ich konnte dieß kaum glauben, und doch hatte ich Hoffnung. Der Sonntag kam und Hälea hielt sein Wort. Vor dem Beginn des Gottesdienstes trat er, begleitet von einem Vertrauten, der mit ihm durchbrechen zu wollen schien, bei uns ein. Hälea sprach sich so entschieden für den Herrn Jesum aus und begehrte so bestimmt die Taufe, daß mir kein Zweifel mehr übrig blieb, das sei vom Geiste der Wahrheit gewirkt. Der folgende Sonntag (heute der 31. Jan.) wurde als Tauftag bestimmt. Nachdem ich lange mit den beiden Freunden geredet und gebetet, gab ich unserm Hälea ein Schreiben an den Pflanzer in Hullikal mit, worin ich diesen bat, ihm für wenigstens vier Tage in der vergangenen Woche Urlaub zu geben, damit ich ihm die letzte Vorbereitung auf die Taufe ertheilen

könnte. Dieß wurde ihm ohne Schwierigkeit gestattet. Am Mittwoch kam er wieder mit seinem Freunde. Ich hatte sie vier Stunden lang bei mir, wo ich wichtige Stellen des Wortes Gottes mit ihnen durchgieng und mit ihnen betete. Am Abend giengen sie heim. Donnerstags kam Hälea abermals, aber ohne seinen Freund. Letzterem waren die Einschüchterungen und Drohungen von Seiten seiner Verwandten zu stark geworden; sein Gemüth war in der Wahrheit noch nicht befestigt, sein Glaube war zu schwach, — er trat zurück. Es gab dieß Anlaß, mit Hälea nur um so tiefer in den ganzen Ernst der Christenaufgabe einzugehen und um so brünstiger mit ihm und für ihn zu beten. Am Freitag brachte er einen andern Freund mit sich, einen frühern Schüler von uns, Namens Nandscha. [Man sieht, der im tiefsten Grunde seines Wesens bearbeitete liebe Mann suchte noch immer auch menschliche Haltpunkte, an die er sich bei dem entscheidenden Schritte anlehnen könnte, und durch deren Gemeinschaft er zum bevorstehenden Kampfe sich zu stärken hoffte.] Hälea wurde immer entschiedener und kräftiger im Geist.

„So kam der Samstag. Es stand über die gewöhnliche Zeit an, bis die Beiden kamen. Wieder und wieder sahen wir hinaus auf den Tschogatorre-Weg. Wir beteten und harrten; aber die Zeit war verstrichen. Schon wollte ich mit Br. Metz selbst ins Dorf gehen, um zu sehen, was vorgefallen sei, als Beide zu unsrer unaussprechlichen Freude doch noch kamen. Hälea hatte daheim einen schweren Stand gehabt. Frau, Kinder und Verwandte weinten zusammen und wollten ihm das Herz brechen. Er selbst sagte zu uns, nur in der Kraft Gottes sei es ihm möglich geworden, sich loszureißen; jetzt gehe er aber auch nicht mehr nach Hause, bis er getauft sei, und wenn ihn die Seinen, wie sie gedroht hätten, nicht mehr ins Haus lassen wollten, so bleibe er bei uns. 'Wenn ich wieder heimgienge,' fügte er hinzu, 'so wüßte ich nicht, was sie unversucht ließen, um mich zurückzuhalten.' Damit war der Sieg errungen. Was wir dabei fühlten, was mein Herz in jenen Tagen bewegte, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Ein Strom der Freude war über uns ausgegossen und Herz und Lippen rühmten es, daß der Herr unaussprechlich Großes gethan. Zugleich war es auch entschieden, daß er am folgenden Tag (am heutigen Sonntag) getauft werden müsse, wozu uns der Herr auch volle Freudigkeit schenkte. Den Lingam hatte er weggeworfen, den Haarbüschel (das Kastenzeichen) abgeschnitten; sein

Glaube erschien ungeheuchelt, sein Bekenntniß des Namens Jesu freudig und lauter. Wer sollte da die Taufe wehren? Mit dem jungen Nandscha war's freilich etwas anders. Er wollte auch durchaus getauft sein; allein wir kennen ihn noch zu wenig und jedenfalls ist seine Wahrheitserkenntniß noch geringer. So versprachen wir ihm die Taufe für später, wenn er sich wacker halte und treu sich bewähre.

„Am Abend ließ ich unserm Hälea die Wahl, ob er selbst für sich kochen, oder mit Martin, unserm eingebornen christlichen Schulmeister aus dem Unterlande, speisen wolle. [Das Zusammenessen mit kastenlosen Christen ist ja an und für sich ein vollständiges Brechen der eigenen Kaste.] Hälea zog das Letztere vor und zeigte auch damit, daß er mit der Kaste gründlich brechen und mit dem Christwerden wahrhaftig Ernst machen wollte. Er schlief in unserm Hause, und heute wählte er bei der Vorbereitung, die ich noch mit ihm hielt, sich selbst den Namen Abrahams, des Vaters der Gläubigen, zu seinem neuen Taufnamen. Ich predigte dann über 1 Kor. 6, 9—11 (Wisset ihr nicht, daß die Ungerechten werden das Reich Gottes nicht ererben.... Solche sind euer Etliche gewesen; aber ihr seid abgewaschen, aber ihr seid geheiligt, aber ihr seid gerecht worden durch den Namen des Herrn Jesu, und durch den Geist unsres Gottes); dann bekannte er ein gutes Bekenntniß vor der kleinen Gemeinde und wurde von mir mit großer Freudigkeit in den Tod Christi getauft. Nicht viele Badaga's waren anwesend, aber die da waren, erhielten einen tiefen Eindruck."

„Nachschrift, 2. Febr. 1858. Gestern (Montag) begleitete ich unsern Abraham nach der Kaffeepflanzung, stellte ihn seinem Herrn als Christen vor und bat ihn, demselben womöglich seine bisherige Stellung als Aufseher zu sichern. Herr Stanebank, der Pflanzer, bezeigte seine Freude, bestätigte ihn in seinem bisherigen Amte und versprach allen nöthigen Schutz. Auch bot er ihm eine leerstehende Wohnung an, da er vorderhand nicht in sein eigenes Haus (in Tschogatorre) zurückkehren kann, und da auch die auf der Pflanzung beschäftigten Badaga's sich weigerten, mit ihm im gleichen Zimmer zusammen zu sein, viel weniger mit ihm zusammen zu essen. Auch der junge Nandscha, der Taufbewerber, fand dort ein Plätzchen; zugleich ließ ich unsern christlichen Schulmeister Martin dort, damit er ihnen mit Rath und That in dieser ersten schwierigen Zeit zur Seite

stehe und sie geistlich bediene, bis ich selbst wieder hinkomme. — Heute will ich in Abrahams Dorf Tschogatorre gehen, um den Stand der Dinge dort kennen zu lernen. Die Badaga's sprechen allenthalben viel von Abrahams Taufe und wundern sich höchlich, daß er den verhängnißvollen Schritt gewagt habe."

So schreibt Mörike in den Tagen der Taufe selbst. Hören wir nun zunächst, welche Wirkung dieser große entscheidende Schritt auf die heidnische Badaga-Bevölkerung überhaupt ausgeübt hat. Da kommt uns ein Schreiben desjenigen unsrer Nilagiri-Missionare zu Gute, welchem ganz besonders die mühevolle Aufgabe der Reisepredigt auf den Bergen zugefallen war.

Br. Metz schreibt unter dem 7. Mai 1858: „Meine Erfahrungen bei der Arbeit unter diesen Bergstämmen waren seit Abrahams Taufe von eigener Art. Ich war allerdings auf großen Widerstand und auf Schmähungen aller Art von solchen Leuten gefaßt, die sich von jeher nicht freundlich gegen uns und unser Werk bewiesen haben; daß aber auch Viele von denen, die uns früher gerne gehört und in vielen Dingen unsrer Predigt Gehör gegeben hatten, hinter sich gehen werden, war mir unerwartet, bis mir aus dem Leben des Heilandes die Stelle Joh. 6, 65. 66 Beruhigung und Trost brachte. Nicht lange nach Abrahams Taufe gieng ich ins 'Todanād' und machte in vielen meiner Ansprachen seinen Uebertritt zum Christenthum zur Unterlage, indem ich sie aufforderte, jetzt ihr gegebenes Versprechen (daß sie nemlich nachfolgen wollten, wenn Andere den Anfang machten) zu lösen und sich in die Gemeinschaft Christi zu stellen; allein sie wandten sich mit Furcht und Entsetzen von mir weg, als ob ich ein Zauberer und Betrüger wäre, und Viele sagten gerade heraus, daß wir bei Abraham Zaubermittel angewendet hätten, um ihn von seiner Kaste loszureißen. Viele, die mir sonst freundlich zuhörten, zogen sich sogleich in ihre Hütten zurück, wohin ich ihnen nicht folgen durfte. Als ich Abends in meine Nachthütte zurückkehrte, war ich fast muthlos über diese Erfahrungen... In einem andern Distrikte wollte ich mir um jene Zeit eine Nachthütte bauen und meinte, die Leute werden sich freuen, wenn ich zu ihnen komme; aber ich sollte mich bitterlich täuschen. Als ich sie bat, mir 20 Fuß ins Gevierte von ihrem unbebauten Lande abzutreten, da meinten sie Alle, gerade die Stellen, die ich für meine Niederlassung erbitten wollte, seien ihnen von ganz besonders großem Nutzen; ja ihre Ausreden waren von der Art, daß ich mich nur immer

wieder in der Geduld mußte stärken lassen. Am Ende wiesen sie mich auf einen steinigten Hügel im Walde, wo weder Mensch noch Thier existiren kann. Unter meinen Gegnern befand sich auch ein Mann, den ich früher mit Gottes Hülfe von schwerer Krankheit gerettet hatte, als ihn seine Verwandten bereits aufgaben. Ich mußte des Abends, ohne etwas ausgerichtet zu haben, in meine entfernt liegende Hütte zurückkehren. Später kam ein Mann zu mir und sagte, ich solle auf seinem Felde eine Hütte aufrichten; doch möchte ich es ja heimlich thun und Niemand sagen, daß er es mir erlaubt habe. Ich erklärte ihm, daß ich nicht wie ein Dieb kommen wolle; wenn er mich nicht öffentlich aufnehmen wolle, so müsse ich mich für seine Großmuth bedanken. So schwebt dieser Punkt seit zwei Monaten, und die Leute gehen an mir schnöde vorüber, ohne mich zu grüßen, — was früher nie der Fall war. Mein Trost ist der, daß der Herr mir nicht befohlen hat: 'Du, Metz, mußt die Leute bekehren;' sondern daß ich weiß, meine Aufgabe sei zu predigen, des Herrn Sache aber ist es, sie zu bekehren; und wenn die Leute toben, so tröste ich mich damit, daß der Teufel es für nothwendig hält, sich zu verschanzen. Dieser Stand der Sache freut mich am Ende mehr, als wenn die Leute ein 'Komm, Swami (Herr)', oder ein fast unbewußtes 'Recht so, Swami' mir zurufen. Der Stärkere wird am Ende den Sieg davontragen."

Eine ähnliche Wirkung der Taufe Abraham's, wie sie der Reiseprediger Metz auf seinen Wanderungen erfuhr, machte sich auch in den acht Badaga-Schulen fühlbar, die um jene Zeit bereits in verschiedenen Distrikten bestanden und von dem eben auf den Bergen angelangten Missionar Kittel geleitet oder beaufsichtigt wurden. „Seit der hocherfreulichen Taufe des Erstlings der Nilagiri," schreibt Letzterer (8. Mai 1858), „ist das Vorurtheil der Badaga's gegen die Missionare und ihre Schulen aufs Neue erwacht und der Schulbesuch viel geringer geworden. Ja, letzterer stand eine Zeitlang ganz in Frage. Denn die Leute sehen deutlich, daß unter Anderm auch die Schulen es sind, durch welche dem Christenthum allmählig der Weg gebahnt wird. Es wird aber nicht nach der Heiden Rath, sondern nach Gottes Gedanken gehen!"

Wenn aber in weiterer Entfernung von Tschogatorre, dieser Heimath Abraham's, die Dinge so standen, wie mußte es erst in seiner nächsten Umgebung selbst aussehen! Alles, was wir aus Mörike's Feder früher von drohenden Schwierigkeiten und Trübsalen vernahmen,

traf fast insgesammt in überfließendem Maaße ein. Abraham mußte zunächst das volle schwere Gewicht des Alleinstehens empfinden. Er sah sich aus der Mitte seiner Familie, in welcher er so lange Jahre ein ungewöhnliches häusliches Glück genossen hatte, wie ein Verbrecher oder Aussätziger ausgeschlossen. „An seiner verständigen charakterfesten Frau," schreibt Mörike, „an dieser treuen Gattin und Hausmutter, arbeitete Abraham schon vor seiner Taufe lange, um sie — wenn auch nicht gleich nach sich zu ziehen, doch wenigstens für seinen Vorgang günstig zu stimmen. Er fand aber nicht den gewünschten Eingang; auch langes Zuwarten brachte ihn seinem Ziele nicht näher, bis er seine eigene Gnadenzeit zu versäumen fürchtete, wenn er noch länger zaudere. Seine Kinder waren noch zu jung und unerfahren, um unabhängig von der Mutter zu handeln. So war er genöthigt, seinen Weg allein zu gehen und zwar auf die Gefahr hin eines radikalen und bleibenden Bruchs in der Familie. Und wie man gefürchtet, so kam es. Die bis dahin liebende Hausfrau wendet sich jetzt mit Bitterkeit und Haß von ihm ab, läßt ihn das eigene Haus nicht mehr betreten und verweigert ihm selbst den Anblick der Kinder. Ja in ihrem Eifer und verletzten Kastenstolz geht sie so weit, mit dem Mord der Kinder und mit eigenem Tode zu drohen. Sie weint und fastet viel, thut nur das Nöthigste in der Haushaltung, erhält viel Besuche, die sie in ihrem Kummer und Grimm bestärken und ihr eigenes Elend mit immer stärkeren Farben ausmalen helfen, also daß sie am Ende nur über dem Einen Gedanken brütet: 'Ach, wenn er nur gestorben wäre, so wäre ja der Todestag nur einer; aber so ist jeder Tag ein Todestag und jede Morgenröthe bringt mir neue Schmach!' Eines der älteren Mädchen, das bisher unter dem Vater auf der Plantage um Lohn gearbeitet, durfte zwar noch eine Zeitlang täglich zur Arbeit gehen und erhielt so den Vater noch in gewissem Rapport mit der Familie. Bald aber opferte die erbitterte Mutter lieber auch den Lohn, den die Tochter verdient, um auch diese letzte Verbindung mit dem Abgefallenen vollends abzuschneiden. So ist Abraham über drei Monate lang, von Weib und Kindern getrennt, auf eine einsame Hütte in der Pflanzung beschränkt, hat Niemand, der sein einfaches Mahl theilt, noch weniger Jemand, der es für ihn auf die Zeit bereitet, wann er spät Abends müde nach Hause kommt. Von Andern hört er überdieß übertriebene Gerüchte von dem Jammer zu Hause; es wird ihm

gesagt, daß besonders einer seiner Knaben aus Anhänglichkeit an den Vater (wie es auch wirklich der Fall war) sich bestimmt weigere, ordentlich zu essen, und daß er täglich schwächer werde; daß beide Knaben aufgehört haben (weil es die Mutter verbot), die Schule in Tschagatorre zu besuchen, und daß die Schule selbst, wie es denn auch geschah, nächstens ganz aufhören werde. So kam Alles zusammen, um Abraham's Lage zu einer unbeschreiblich schweren zu machen.

„Endlich stellten sich die Folgen seines Uebertritts auch in seinem Verhältniß zu seinen Dorfgenossen aufs betrübendste heraus. Man muß sich erinnern, daß die Badaga-Dörfer meistens nur in Einer langen Linie von Gemächern bestehen, die unmittelbar aneinander angebaut sind und unter Einem Dache sich befinden. Jede Familie bewohnt in der Regel zwei Gemächer, von denen das Eine, nach hinten liegend, ganz finster ist und als Schlafgemach dient, während das Andere nach vorne gegen die Veranda liegt und durch die Thüre sein Licht empfängt. Auch Tschogatorre besteht aus einer solchen einzigen Hüttenlinie; doch befindet sich in einiger Entfernung davon eine zweite Hüttenreihe, gleichsam ein Filial des Hauptortes. Mit Abrahams Uebertritt zum Christenthum nun schickten Viele seiner anstoßenden Nachbarn, für den Fall daß er in sein Haus zurückzukehren es wagen sollte, sich an, ihre Wohnungen zu verlassen und sich im genannten Filial anzusiedeln, um nicht von der Unreinigkeit des kastenlos Gewordenen angesteckt zu werden. Aus der Rathsversammlung seiner Dorfgenossen ward er, der sonst so angesehene und geachtete Mann, ausgestoßen, und die Aeltesten sprachen den strengsten Bann über ihn aus. Das unter den Badaga's herrschende Zusammenarbeiten hörte für ihn auf; nur sein älterer Bruder, dessen eigener Vortheil zu sehr dabei betheiligt ist, betreibt noch Einiges gemeinschaftlich mit ihm. Selbst sein Haus und Feld wollten ihm die Dorfhäupter entreißen und unsre Fürsprache bei der [brittischen] Regierung war nöthig, um diese Gefahr abzuwenden. Manche Freunde riethen uns, wir sollten uns zur Sicherung auch seiner übrigen Rechte an den Magistrat wenden; er selbst aber hält es mit mir für besser, zuzuwarten, bis die Aufregung ein wenig nachlassen würde, und dadurch zu zeigen, daß wir warten können. Wahrlich, es bedarf einer großen Gnadenmacht Gottes und einer ungewöhnlichen Glaubenskraft auf Seiten dieses Erstlings, um unter all diesem Druck und Kreuz auszuharren und den Sieg zu behalten!" —

5. Die Früchte des Glaubens und der Geduld.

Als für Israel nach seinem Aufbruch aus der Mitte der Egypter die Noth ihren höchsten Grad erreichte, da sprach der Mann Gottes, Mose, zum Volke: „Der Herr wird für euch streiten, und Ihr werdet stille sein" [und nichts selber dabei thun]. Daraus hat David lange nachher eine große Lehre gelernt. „Sei stille dem Herrn," spricht er zu seiner eigenen Seele in einer Zeit großer Bedrängniß, „und warte auf Ihn" (Ps. 37, 7). Und wiederum lange nach David nimmt ein Jesaja dieselbe große Lection wieder auf und spricht zu seinem schwergeprüften Volke (30, 15): „Wenn ihr stille bliebet, so würde euch geholfen; durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein." Und nun nach Jahrtausenden lernt ein armer Badaga in einem abgelegenen Winkel der Erde sich in dieß gleiche Geheimniß hinein, stärkt sich daran in Trübsalshitze und bekommt mit allen Glaubensmännern alter und neuer Zeit in seliger Erfahrung die Wahrhaftigkeit Gottes zu genießen.

Die erste Glaubensstärkung wird ihm nach dreimonatlichem Harren durch die Taufe des jungen Nandscha zu Theil, der schon im Januar 1858 zugleich mit ihm die Aufnahme in die Christengemeinschaft begehrt hatte. Dieser Mann bewährte sich je länger je mehr als ein wirklich nach Wahrheit suchendes lauteres Gemüth. Er ist ein junger Wittwer und Vater eines einzigen Kindes. Bis dahin führte ihm seine gleichfalls verwittwete Mutter die Haushaltung, zu welcher auch noch eine am Aussatz leidende Schwester gehört. Die Missionare luden ihn ein, seinen Aufenthalt für einige Zeit bei ihnen in Käti zu nehmen, damit sie Gelegenheit hätten, ihn besser kennen zu lernen, und zugleich durch Unterricht ihn tiefer in die Erkenntniß des Heilsplanes einzuführen. Er nahm dieß dankbar an, wohnte einige Monate in Käti, wo er im Garten Beschäftigung fand, und wuchs unter dem Einfluß christlichen Unterrichts, welchen ihm Mörike ertheilte, zusehens am inwendigen Menschen. Es war dieß um so erfreulicher, da er ja an den Erfahrungen seines ältern Freundes Abraham unschwer erkennen konnte, welche Prüfungen auch seiner warteten für den Fall seiner Taufe. Er blieb aber fest und unerschütterlich, und am Osterfeste (1858) ward auch er durch die Taufe in die Gemeinschaft des Heils öffentlich aufgenommen. Er erhielt den Namen Joseph. Es war für die Missionsfamilien in Käti, noch

mehr aber für den einsam stehenden Abraham, ein wahrer Freuden- und Siegestag.

Aber daran sollte sich noch ein hoffnungsreiches Zeichen anderer Art anschließen. Es war natürlich, daß bei der ersten (Abraham's) Taufe die Bestürzung unter den heidnischen Kastengenossen eine ungeheure war, und daß auch Abraham's sonst so verständige, treue und liebende Hausfrau, ja sie noch mehr als Andere, von dem Sturm der Aufregung und Erbitterung mit fortgerissen ward. Aber ebenso naturgemäß war es, daß die Zeit einigermaßen wenigstens die Heftigkeit der aufgeregten Gefühle dämpfen und mildern würde. Auf der einen Seite brach sich die alte Liebe zu dem Gatten und dem Vater ihrer Kinder doch durch alle Gereiztheit und Erbitterung allmählig in ihrem Herzen wieder eine Bahn; auf der andern Seite konnte ihr heller Blick nicht verkennen, daß das Christenthum ihrem Manne wirklich einen Adel der Gesinnung, eine Geduld, Demuth und ausharrende Liebe mitgetheilt habe, die gegen ihre eigene Heftigkeit und Leidenschaft, wie gegen das ganze Verhalten ihrer übrigen Volksgenossen grell abstach. Dazu kam nun noch die Taufe Josephs und ebendamit die Aussicht auf eine Möglichkeit, daß noch Mehrere nachfolgen könnten, daß somit die Sonderstellung der Getauften allmählig aufhören werde. Dieß Alles wirkte zusammen, um wenigstens Eine bedeutungsvolle Wendung herbeizuführen: die Rückkehr Abraham's in den Schooß seiner Familie. Seine Gattin verstand sich dazu, den mehr als drei Monate lang Ausgestoßenen und Alleinstehenden wieder bei sich aufzunehmen und mit ihm im Frieden zusammen zu wohnen. Zwar war die unmittelbare Folge davon die, daß die anstoßenden Nachbarn den zuvor schon gefaßten Entschluß sofort zur Ausführung brachten, ihre Wohnungen zu verlassen und nach dem andern Theile des Dorfes überzusiedeln. Selbst die zwei ältern Töchter Abraham's (Zwillingsschwestern) schlossen sich an die Auswanderer an, um nicht vom Vater angesteckt zu werden. (Sie waren nach Badaga-Sitte bereits verlobt und mußten gegen den Zug ihres Herzens dem Auszug der fliehenden Verwandten folgen.) Dagegen machten die nächsten Anverwandten Josephs von Anfang an keine Einwendung, mit dem Abtrünnigen auch ferner zusammen zu wohnen. Ja seine Mutter sammt seinem Kinde und der kränklichen Schwester entschlossen sich, in eine der von den abgezogenen Badaga's verlassenen Wohnungen einzuziehen und sich, wenigstens äußerlich, an

die Christen anzuschließen. „So stehen," schreibt Mörike unter dem 30. Nov. 1858, „durch Gottes Gnade zwei Familien dem Evangelium offen... Beide Familien leben mit den christlichen Männern im Frieden, sind aber noch nicht nach der Taufe verlangend, weil sie gerne noch Andere sich an die 'Kastenlosen' anschließen sehen möchten, ehe auch sie dem Herrn Jesus ernstlich das Kreuz nachtragen. Abraham und Joseph fühlen diese ihre Einzelstellung oft recht empfindlich, sind aber Gottlob getrost und geduldig."

Indessen dauerte von allen Seiten die Feindschaft der Badaga-Bevölkerung fort, und obschon Mörike im Nov. 1858 berichten konnte, daß „wieder zwei junge Leute sich zur Taufe gemeldet hätten," so erwies die Hoffnung, die sich daran knüpfte, sich doch als eitel, und ein augenscheinlicher Stillstand trat für geraume Zeit ein. Da fiel in jene Zeit ein Ereigniß, das in schauerlicher Weise die finstern Tiefen des Heidenthums zu Tage förderte und selbst die entschiedensten Gegner des Evangeliums zum Nachdenken zu bringen geeignet war. Am 26. Februar 1859 kam Br. Mörike auf seinen Wanderungen in das große Badaga-Dorf Dschackatalla, in dessen Nähe neuerdings die Kasernen für die zahlreiche europäische Garnison erbaut worden sind. Er fand die sonst vielbelebte Ortschaft wie ausgestorben; selbst die Missionsschule, welche Mörike vor Allem zu besuchen gedacht, war leer und kein Schulmeister zu finden. Es dauerte jedoch nicht lange, so kamen die Dorfbewohner schaarenweise zurück im Geleite eines Sterbenden, den man in einem an vier Enden aufgebundenen Teppich herbeitrug. Es war der Gauda oder Ortsvorsteher, mit welchem Mörike so oft schon über den Weg des Heils geredet hatte. Eben jetzt brachten die Leute ihn aus dem Regierungsspital zurück und schafften den Seufzenden und Stöhnenden mit Mühe in seine eigene Wohnung. „Ich hatte gerade noch Zeit," schreibt Mörike, „ihn mit einigen Worten auf Jesum, von dem er so oft durch uns gehört hatte, zu weisen, ehe er sich legte und sein Gesicht mit seinen Kleidern bedeckte, um bald hernach den Geist aufzugeben. Von den Umstehenden erfuhr ich alsdann folgende Einzelnheitrn: — Der Gauda hatte vor einigen Monaten einen Proceß gegen seinen eigenen Neffen verloren, indem Letzterer ihm durch falsche Anklagen und durch Meineid etwa 400 Rupies (Fr. 1000) zu entreißen wußte. Kaum hatte der Meineidige, der eine Pest der ganzen Gegend und zugleich ein erklärter Feind des Evangeliums ist, seinen Zweck erreicht, so fürchtete er, sein

schwergekränkter Oheim, der als Distriktsvorsteher in großem Ansehen steht, möchte doch noch Mittel und Wege finden, um die Wahrheit ans Licht zu bringen, und sann auf Mittel, denselben in der Stille aus dem Wege zu schaffen. Er setzte sich zu diesem Ende in Verbindung mit einem in dieser Gegend unbekannten Unterländer, dem er eine große Summe versprach, wenn er den Plan auszuführen bereit wäre. Dieser mußte die Rolle eines Sanyasi (religiösen Bettlers) spielen und über und über mit heiliger Asche beschmiert, im Dorfe sich präsentiren, zugleich auch, wie es bei diesen Sanyasi's öfters der Fall ist, sich den Leuten als Arzt anbieten. Er führte angeblich von hohen angesehenen Brahmanen Empfehlungsbriefe bei sich, die natürlich kein Badaga lesen konnte; zugleich verschaffte ihm seine auffallende äußere Heiligkeit, die sich besonders nach Landessitte in seiner Einsylbigkeit kund that, bald einiges Zutrauen bei den Leuten. Sie nahmen von seinen Medicinen und fanden sie heilsam, d. h. sie wirkten wenig oder nichts, weil sie nur Scheinmedicinen waren. Endlich faßte der Gauda, der an der Leber etwas litt, zu dem fremden geschickten Doctor ein Herz, und die erste Arznei, die er erhielt, wirkte heilsam, d. h. sie hatte kaum eine Wirkung. Nun rückte der Doctor mit einem Amulett heraus (ein auf beiden Seiten mit Zaubersprüchen beschriebenes dünnes Kupferblättchen), das der Patient in seinen Turban binden mußte; zugleich übergab er ihm ein niedliches Büchschen, welches kostbare Arznei enthalte, die der Kranke aber erst nach drei Tagen vor Schlafengehen nehmen sollte; denn mittlerweile habe der Arzt in wichtigen Geschäften einen andern Ort zu besuchen. Der Gauda nahm die Medicin (wahrscheinlich eine Mischung von Arsenik rc.) nach Vorschrift, fühlte sich aber alsbald wie innerlich verbrannt, und starb nun nach zehntägigen unsäglichen Leiden. Der vorgebliche Arzt aber war völlig verschwunden.“ Etwas später fügt Mörike hinzu: „Der unglückliche Gauda sprach noch, wie wir vernahmen, vor seinem Ende den Wunsch aus, von uns nach christlicher Sitte begraben zu werden, was jedoch die Verwandten nicht zuließen. Der Neffe aber, welcher von Allen sofort als Anstifter dieses grausigen Mordes bezeichnet wurde, suchte durch maßlose Bestechungen der Strafe zu entgehen.“ — Auch Br. Metz erwähnt dieses ergreifenden Ereignisses. Als die Todesnachricht an ihn gelangte, eilte er hinüber nach Dschackatalla, und fand die Leute in großer Entrüstung über den Giftmischer [der nachher doch seiner verdienten Strafe anheimfiel].

„Als die erste Aufregung, bei welcher die Leute sich immer mit der Hand auf den Mund schlugen, vorüber war (schreibt Metz), so stand ich endlich vor Allen auf und sagte: 'Sehet, so weit ist es mit euch und eurer Götzengerechtigkeit gekommen, daß diejenigen, die gerade am ärgsten schrieen, man solle doch ja den Weg der Vorväter nicht verlassen, sich Verbrechen erlauben, an die ihr selbst früher nicht dachtet, und daß euer beliebtes Sprichwort: Unsre Nilagiri sind Berge der Wahrheit, sich als Lüge erweist. Wir aber, die Boten des allein wahren Gottes, sind nun schon manches Jahr unter euch und möchten euch zur wahren Freude und Weisheit verhelfen; aber ihr meinet immer, daß ihr 'sieben Meere von Weisheit getrunken' habet. Nehmet ihr etwas Unrechtes an uns wahr, so saget es; wenn aber nicht, so bitten wir euch, dem für euch gestorbenen Heilande nicht länger zu widerstreben, damit ihr dem zukünftigen Zorne entrinnet.' So sprach ich an jenem Tage und auch mehrmals in den folgenden Tagen, und jedesmal fühlte ich, daß das Wort Gottes sich an ihnen kräftig bezeugt habe..."

Solche Ereignisse mußten in der Hand Gottes dazu dienen, die Schärfe der Erbitterung gegen das Evangelium unter den Badaga's zu brechen, und andererseits den Muth der nächsten Familienglieder der beiden neubekehrten Männer zu heben. Es kam uns deshalb nicht so ganz unerwartet, und doch war es eine herzerquickliche Kunde, als Missionar Mörike unter dem 26. Sept. 1859 aus Käti folgendes schrieb: — „Ein neuer Tag des Heils ist uns angebrochen. Gestern durfte ich sämmtliche Glieder der beiden Familien des Abraham und Joseph, mit Ausnahme der kranken Schwester Josephs, welche erst in acht Tagen dazu kommen soll, in den Tod Jesu taufen: im Ganzen zwölf Seelen. Auf was die beiden Erstlinge achtzehn Monate lang mit Geduld und Glauben gehofft, das hat der Herr nach Seiner allvermögenden Gnade, nachdem seine Zeit gekommen war, wunderbar vor unsern Augen zu Stande gebracht.

„Lassen Sie mich übrigens ein wenig weiter ausholen. Kaum waren die beiden Erstlinge nach 3½ monatlicher Trennung wieder mit ihrer Familie vereinigt, so gab es ihnen Gott ins Herz, eine tägliche Hausandacht zu beginnen, zu der sie die Ihrigen einluden; und dieß führten sie in Geduld und Treue 1½ Jahre lang fort. Abrahams zwei älteste (Zwillings-) Töchter waren, wie früher erwähnt, gleich nach des Vaters Taufe von den Familien, in die sie

nach Landessitte verlobt waren, weggenommen worden, damit ihre Kaste bewahrt bleibe; allein nach einiger Zeit kehrten sie zu den Ihrigen zurück mit der Erklärung, sie wollten lieber mit ihrem Vater Christen werden, als heidnische Männer heirathen. Diese nun und die jüngeren Kinder nahmen regelmäßigen Antheil an der Hausandacht, während die Frauen nur zeitweise und nicht mit ganzem Herzen beiwohnten. Doch hörten sie das Wort, auch ohne daß sie es wollten, obgleich sie ihre Kniee im Namen Jesu zu beugen noch zu schwer fanden. Gottes Segen lag auf diesen Familienandachten; dazu kam der tägliche Anblick des christlichen Wandels und Beispiels der Männer, so daß die älteren Kinder etwa ein Jahr nach Abraham's Rückkehr so weit kamen, daß sie ernstlich nach speciellem Unterricht und nach der Taufe verlangten. Die Mutter machte anfangs Schwierigkeiten und drohte mit Davonlaufen, wenn die Kinder getauft würden. Auch die Verwandten und Nachbarn lagen ihr immer in den Ohren mit Reden wie diese: 'Es ist genug, daß dein Mann die Kaste verdorben hat und für uns verloren ist, warum willst du auch deine Kinder verloren gehen lassen? Wie werden deine Söhne Weiber, und deine Töchter Männer bekommen, wenn sie sich taufen lassen? Niemand sieht sie mehr an, kein Haus mehr steht ihnen offen.' Lange hatten dergleichen Einflüsterungen großen Einfluß auf die Mutter, bis sie endlich dem dringenden Verlangen der Kinder und der entschiedenen Erklärung des Vaters, daß er denselben die Taufgnade nicht länger entzogen sehen könne, nachgeben mußte, obwohl die Zustimmung keine freudige war.

„Vor etwas mehr als vier Wochen begann ich nun mit den Kindern den Unterricht, der dann ohne Unterbrechung fortgesetzt wurde. Die zwei ältesten Töchter, welche monatlich 6 Rupies (Fr. 15) durch Arbeit in der Kaffeepflanzung verdienen, blieben für diesen Zweck ganz zu Hause, und ich hatte täglich 1 ½ Stunde nach Tschogatorre und eben so weit wieder nach Käti zurück zu gehen, weil ich wünschte, wo möglich auch die Mutter beim Unterricht zu haben, denn sie hätte um der jüngeren Kinder willen ihr Haus nicht wohl verlassen können. Die Unterweisungen gab ich in einem leeren Nachbarhaus, das auf Abraham's Taufe hin von seinem Eigenthümer verlassen worden war. Die Frauen nahmen gegen mein Erwarten ziemlich regelmäßig am Gebet und Unterricht Theil und folgten demselben mit sichtbarer Theilnahme; aber die Taufe selbst rückten sie in eine unbestimmte Ferne.

Die lieben, beziehungsweise gewiß noch sehr unverdorbenen Kinder nahmen das Wort mit Freuden auf und faßten über Erwarten schnell. In ihren Freistunden lernten sie das apostolische Glaubensbekenntniß sammt den zehn Geboten, die den Mädchen, welche nicht lesen konnten, Abend für Abend von Joseph vorgesagt werden mußten, mit Herzenslust auswendig, bis sie Alles, besonders das erstere, fehlerlos und mit Verständniß mir hersagen konnten. Täglich kamen Verwandte und Nachbarn, und sahen und hörten von der Hausthüre aus zu. Obgleich dieß hie und da Störung verursachte, mußte ich es doch geschehen lassen, um jeglichen Verdacht oder Schein einer Geheimthuerei abzuschneiden.

„In der dritten Unterrichtswoche starb Joseph's Großvater, ein bejahrter Mann, der seit Jahren die Wahrheit gekannt hatte, aber nach der Taufe seines Enkels mit den andern Nachbarn um der Kaste willen in den entlegeneren Theil des Dorfes gezogen war. Er starb als völliger Heide. Dieser Todesfall machte einen tiefen Eindruck auf Josephs Mutter (die Tochter des Verstorbenen), und ich benützte die Gelegenheit, um in einer Unterrichtsstunde über den großen Unterschied zwischen dem 'Entschlafen im Herrn' und dem 'Sterben in seinen Sünden' zu reden. Ich that dieß, um den noch immer schwankenden Frauen die Nothwendigkeit einer endlichen Entscheidung nahe zu legen. Die Folge hat gezeigt, daß dieser Zwischenfall an diesen Seelen vom Herrn gesegnet war. Um den letzten Unterrichtsstunden durch die Anwesenheit und Mithülfe des Familienvaters einen weiteren Nachdruck zu geben, erbat ich für ihn von seinem Herrn zwei Tage Urlaub. Ich täuschte mich nicht. Abraham war voll Eifer und Leben, und unterstützte meine Worte mit mancher speciellen Anwendung. Die Furcht vor Schande vor der Welt, sowie die Scheu vor der Oeffentlichkeit der Taufe an einem fremden Orte (Käti), war gleichwohl bei ihrer (der Frauen) allgemeinen Schüchternheit so groß, daß nur der Herr sie davon frei machen konnte. Zuletzt lud ich Alle auf des Herrn ausdrücklichen Befehl (Matth. 28) zur Taufe ein und ließ mir die Hand darauf geben. Aber noch hatte ich keine Gewißheit, daß der Sieg in den Frauen ein vollständiger sein werde.

„Am Samstag den 24. Sept. (1859) brachte Abraham seine vier ältesten Kinder selbst hieher (nach Käti), weil ich noch am Tage vor der Taufe einen besondern Vorbereitungsgottesdienst halten wollte, wie man in der christlichen Heimath mit den Confirmanden zu thun

pflegt. Abends giengen sie wieder heim nach Tschogatorre. Am darauf folgenden Sonntag (25. Sept.) kam Joseph schon frühe, um mir die Nachricht zu bringen, daß außer seiner kranken Schwester Alle auf dem Wege nach Käti seien, nemlich Abraham mit seiner Frau und acht Kindern von 14 Jahren bis herab zu einem halben Jahr, Josephs Mutter und sein Knabe. Unsre Spannung war groß. Endlich um 10 Uhr kam die Karawane hier an, Vater Abraham an der Spitze mit dem Säugling auf den Armen. Friede und Freude lag auf allen Gesichtern, bei den Jungen wie bei den Alten, weil sie es auf den Herrn gewagt, alle Menschenfurcht über Bord zu werfen, um Ihm anzugehören. Nun galt es noch, die zum Theil schmutzigen Badaga-Kleider mit weißen Feierkleidern zu vertauschen. Dann giengs in die Kirche, wo die Täuflinge die vorderste Reihe einnahmen, während die beiden Erstlinge als Flügelmänner auf beiden Seiten sich befanden. Ich predigte über das Evangelium des Tages (14. Sonntag nach Trinit.), und zeigte an den zehn Aussätzigen, wie wichtig es sei, nachdem man den Heilsweg erkannt, zum Heilande selbst zu kommen und bei ihm zu bleiben. Die vier ältesten Kinder sagten das Glaubensbekenntniß mit klarer kräftiger Stimme und mit rührendem Ausdruck her, während die allgemeinen Fragen von Allen bestimmt und freudig beantwortet wurden. Die Taufe selbst gieng aufs lieblichste vorüber in Anwesenheit von vielen heidnischen Badaga's. Die zufällig hier anwesenden Brüder Fritz und Irion (aus dem Malabar-Unterland) freuten sich herzlich mit uns über diesen weiteren Ausbau der ersten Badaga-Gemeinde. Eine heilige Freude durchgieng uns Alle. Hierauf hatten wir die lieben Seelen noch eine Zeitlang bei uns im Hause und erklärten ihnen zum Theil ihre neuen (christlichen) Namen durch Vorweisung biblischer Bilder. Eine einfache Mahlzeit mit den übrigen Christen und uns, wozu der freundliche Bischof von Madras ein Extrageschenk uns hatte zukommen lassen, schloß die Feierlichkeit des Tages. Dann eilten die Familien wieder ihrem Dorfe zu, wo mittlerweile unter den Heiden Berathung gepflogen worden war, ob man sie nicht unterwegs anhalten und mit Gewalt nach Käti wieder zurückschicken solle. Als aber der Orts-Astrolog [der aus den Gestirnen das Gelingen oder Mislingen eines Vornehmens voraussagt] um seine Meinung befragt wurde, erklärte er die Zeichen für ungünstig und rieth zum Frieden. So kamen sie unversehrt und unbeschwert nach ihrem Tschogatorre zurück."

So schreibt Mörike vom 26. Sept. 1859. Am Sonntag darauf (2. Okt.) wurde auch Josephs kranke Schwester, Tschenne mit Namen, welche um ihrer körperlichen Gebrechen willen nicht nach Käti hatte kommen können, getauft. „Ein benachbartes leeres Badaga-Haus in Tschogatorre," sagt Mörike, „dient mir einstweilen als Kapelle. Hier war es, wo die arme Tschenne in den Tod Jesu getauft ward und den Namen Salome erhielt. Hier ist es auch, wo ich seitdem alle vierzehn Tage Gottesdienst zu halten pflege, weil nicht Alle regelmäßig an den Sonntagen nach Käti zu kommen im Stande sind."

Damit also war der feste Grund gelegt zu einer christlichen Badaga-Gemeinde. Es ist ein kleiner und unscheinbarer Anfang; aber es bleibt dabei: „Ist der Anbruch heilig, so ist auch der ganze Teig heilig." Mit der Einverleibung dieser Erstlinge ist das ganze Volk der Badaga's von der barmherzigen und mächtigen Hand des Herrn (zunächst an Einem Punkte) ergriffen, und damit ist ein Unterpfand gegeben, daß Er Sein Werk auch wird zum Ziele zu führen wissen.

---

5. Gegenwärtiger Stand der Dinge.

Der kleine Kreis von Gläubigen in Tschogatorre hatte den Herrn Jesum durch ein freies und freudiges Bekenntniß vor allen Badaga's und durch ein neues Leben in Ihm und für Ihn gepriesen. Eines aus ihrer Mitte sollte denselben Herrn bald auch durch ein seliges Sterben preisen. Der heilige Grundton bei allen wahren Christen lautet ja so: Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum, wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn. Dieß sollte den Heiden auf den blauen Bergen an einer Thatsache kund werden.

Salome, die zuletzt getaufte 25jährige ledige Schwester Josephs, war seit vielen Jahren kränklich. Sie litt an einer Art Aussatz, welcher langsam sich entwickelte. „Nach ihrer Taufe," schreibt Mörike im Okt. 1860, „konnte sie nicht mehr viel arbeiten; sie that Einiges im Haus und in der Küche, und gieng, wenn nicht ausdrücklich hervorgezogen, unbemerkt ihren stillen friedlichen Gang dahin. Ihre geistige Kraft und Erkenntniß waren klein, aber im Unterricht und in der Predigt, sowie bei speciellen Unterredungen, zeigte sie sich stets empfänglich, willig und aufmerksam. Um ihrer schwachen Erkenntniß

willen ließ ich es mit der Ertheilung des heiligen Abendmahls noch anstehen, bis sie selbst darnach verlangen würde. So gieng beinahe ein Jahr dahin, bis im Juni dieses Jahres ihre Beschwerden zunahmen und sie ihr Ende herannahen fühlte. Wir besuchten sie öfters. Auch ihr Bruder Joseph war treu und machte es sich zur Aufgabe, so oft es angieng, ihr ans Herz zu reden und mit ihr zu lesen und zu beten. Da erwachte in ihr ein starkes Verlangen nach des Herrn Mahl, und nach einer speciellen Vorbereitung hatten wir volle Freudigkeit, sie am Sonntag den 22. Juli mit den übrigen Abendmahlsgenossen zum Tische des Herrn zuzulassen. Dieß war die erste Abendmahlsfeier im Badaga-Dorfe (Tschogatorre) selbst, da die übrigen Christen bis dahin immer sich an uns hier in Käti angeschlossen hatten. Salome konnte ihr Krankenzimmer nicht mehr verlassen. Sie lag im inneren Gemach, das ohne Licht und Fenster ist. Am hellen Mittag war eine Lampe nöthig, um sie nur zu entdecken, wie sie der Wärme wegen neben einem Kohlenbecken am Boden lag. Als ich ihr nach dem Gebet Brod und Wein reichte, war sie herzlich froh und dankbar und sagte: ihr einziger Wunsch sei, bei dem Herrn zu sein, der für sie gelitten habe und um ihrer Sünden willen gestorben sei. Mein Eindruck war, ihre Leiden könnten sich noch etliche Wochen hinausziehen. Aber der Herr wollte sie früher heimholen. Am Montag und Dienstag klagte sie mehr als sonst über empfindliche Schmerzen und bat den Herrn oft um Erlösung. Am Dienstag Abend aber wurde sie allmählig stille und ihre Zunge ward schwer. Nach einer ruhigen Nacht sah der liebe Abraham Morgens 5 Uhr nach ihr und fand sie bewußtlos und schwer athmend. Da kniete er an ihrer Seite nieder und sprach ungefähr folgendes kurze Gebet: 'Ach Herr, du hast uns zwei Häuser berufen und auserwählt aus den Heiden; laß nun diese scheidende Seele dein sein und zu dir in dein Reich eingehen!' Kaum hatte er geendet, als ihr Athem stille stand und der Geist entflohen war. Gleich darauf eilte er zu mir hieher, um die Kunde mir mitzutheilen und sich mit mir über das Begräbniß zu berathen. Da wir sie womöglich nahe beim Dorfe zu beerdigen wünschten, sandte ich ihn zu dem Ortsvorsteher, der mit Abraham verwandt ist, aber seit seiner Taufe ihm ferne getreten war; und siehe, der Herr lenkte diesem wunderbarer Weise das Herz so, daß er aus freien Stücken einen Begräbnißplatz herzugeben bereit war. Abraham wählte den Ort, wo er einst eine Kirche erstehen zu sehen hofft. Leute von Käti

halfen bei der Zurüstung des Grabes, das um Mittag fertig war. Br. Würtele und alle unsre Käti-Christen begleiteten mich ins Dorf, wo wir die Mutter wahrhaft getröstet fanden. Wir hatten ein förmliches Leichenbegängniß. Am Grabe las ich noch die Liturgie und darauf hielt ich eine Ansprache an die still versammelten Heiden, meistens Verwandte der Verstorbenen, von denen einige sogar beim Zurüsten des Grabes geholfen hatten. Nachher hielt ich im Haus noch eine Andacht mit den Christen. Alles war überaus lieblich und friedlich. Wir konnten die Hand des Herrn in Allem deutlich erkennen und hatten nur zu loben und zu danken. Auch die Heiden bekamen, wie sie mich seitdem oft versicherten, einen guten Eindruck von Salome's Ende und unsrem christlichen Begräbniß, das in seiner ernsten Weihe so scharf abstach von ihren lauten, lärmenden und wüsten Leichenfeiern."

Mittlerweile schreitet in der kleinen Christengemeinde das neue Leben aus Gott merklich und zusehens fort. Zwar tauchen immer neue Schwierigkeiten auf, die aus dem socialen Verband mit ihrem noch heidnischen Volke sich ergeben; aber der Herr giebt auch immer neue Siege. Mörike macht in einem seiner neuesten Berichte auf eine Erfahrung dieser Art aufmerksam. „Abraham," schreibt er, „hat als Plantagen-Aufseher eine unabhängige Stellung. Doch war sein heidnischer Bruder bisher geneigt, mit ihm und für ihn die ihnen gemeinschaftliche Landwirthschaft im Dorfe zu besorgen. Dieser Vortheil hatte aber auch einige bedenkliche Nachtheile. Die Heiden nemlich erwarteten, daß Abraham's Frau und Kinder an den Arbeitstagen, zu denen bei den Badaga's auch unser Sonntag gehört, beim Ausjäten der Saatfelder und andern Geschäften ihren Antheil thun sollten. Abraham's Stellvertreter beim Pflügen sollte mit ihnen anstehen am Sonntag, während nach uralter Badaga-Sitte am Samstag und Montag kein Pflug eine Furche ziehen darf. Ließ ihn Abraham am Sonntag feiern, so mußte er Strafe bezahlen. Um nun von dem 'Ziehen am ungleichen Joche mit den Ungläubigen' völlig frei zu werden, bat er mit meiner vollen Zustimmung seinen Herrn um Urlaub für einen Monat, um während desselben das Nöthigste der Feldgeschäfte selbst zu besorgen und das Uebrige später durch seine Familie und durch Taglöhner an unsern Werktagen besorgen zu lassen. Er nahm hiezu den vergangenen Monat (Sept.) und ist gestern wieder zu seiner Plantagen-Arbeit zurückgekehrt. Es war mir eine besondere

Freude, ihn als ächten Badaga hinter dem Pfluge hergehen zu sehen, den er seit 15 Jahren nicht mehr gehandhabt hatte. Seit Jahrhunderten zum ersten Mal ließ er auch, trotz des heftigsten Widerspruchs der Heiden, am Samstag seinen Pflug und seine Ochsen arbeiten, während sie am Sonntag feiern durften. Am Montag mußte er den Pflug ruhen lassen, weil die Dorfleute (und das ist auch ein Sieg) ihn zu einer Versammlung riefen, in welcher einige Streitigkeiten unter ihnen geschlichtet werden sollten."

So schreibt Mörike. Wer aber aus eigener Erfahrung ein Verständniß dafür hat, welche Kraft des Glaubens, welchen christlichen Mannesmuth es bedarf, um im Frieden Gottes und in der Geduld Christi solche siegreiche Kämpfe gegen uralte nationale Sitten und Volksbräuche zu führen, der wird wahrlich solche Züge aus dem Leben eines neubekehrten Badaga nicht gering anschlagen. Man hört oft in der christlichen Heimath mit Achselzucken von den geringen Erfolgen der Mission und von dem kümmerlichen Stand der jungen Christengemeinden reden; aber wie Wenige sind es doch unter uns, die gleich diesem Abraham mit wahrhaft christlichem Heldenmuthe es wagen, den wieder heidnisch gewordenen Volkssitten unserer Zeit die Stirne zu bieten und den Gehorsam gegen Gottes Wort und Gebot im eigenen Thun und Lassen männlich darzustellen, trotz aller Schmach und allen Widerspruchs von Seiten des übrigen Volkes? Nein, statt die Achseln zu zucken über die „neugeborenen Kindlein" in der Heidenmission, steht es uns besser an, an unsere Brust zu schlagen und zu bedenken, daß die Letzten die Ersten werden können.

Es bleibt uns nur noch übrig, auf die übrige Missionsarbeit unsrer Brüder auf den Nilagiri einen Blick zu werfen. Ein Hauptaugenmerk aber in der Mission bleibt immer und überall, wo es sich um die sittliche und geistige Hebung eines tiefgesunkenen Heidengeschlechts handelt, die Schule. Der ordinäre Volksunterricht ist eine Grundbedingung des Gelingens jeder christlichen Mission. Wir haben früher erwähnt, daß schon der selige Casamajor, der eigentliche Begründer des Evangelisationswerkes auf den blauen Bergen, darauf sein Augenmerk gerichtet und zu dem Ende auf seinem Gute Käti selbst eine Badaga-Schule gegründet hatte. In neuerer Zeit hat auch die indobrittische Regierung, wie in Indien überhaupt, so auch auf den Nilagiri angefangen, Volksschulen auf Staatskosten zu gründen. Sie ließ an vier verschiedenen Orten kleine, aber ganz genügende Schul-

häuser erbauen (jedes mit einem Kostenaufwand von 100 Rupies oder 250 Franken) und stellte darin Schulmeister an. Allein es ist bekannt, wie die Regierung vermöge ihrer „religiösen Neutralität“ sich um Religion nichts bekümmert und ausschließlich auf die Förderung weltlicher Schulkenntnisse ausgeht. Deßhalb stellte sie in ihren vier Nilagiri-Schulen auch vorzugsweise heidnische Lehrer an; der einzige christliche Schulmeister, der unter den Vieren sich befand, war nicht besser als ein Heide. Ein anderer Uebelstand in diesen Schulen ist, daß das Tamil, welches die Badaga's nicht verstehen, die Unterrichtssprache ist, weil es die bei den indobrittischen Gerichtshöfen auf den blauen Bergen gültige Sprache ist. Es ist nicht schwer einzusehen, daß dabei wenig herauskommen mußte.

Unsre Missionare traten, als das Werk auf den Nilagiri begonnen wurde, zunächst in das Erbe der Casamajor'schen Schule in Käti und fügten derselben bald noch eine zweite Missionsschule in Tschogatorre, wie wir oben sahen, hinzu. Wenn nun in diesen Schulen allerdings einerseits der Religionsunterricht eine hervorragende Stelle einnahm, so litten doch auch sie andererseits an einem ähnlichen Mangel, wie die Regierungsschulen. Denn ward in diesen das Tamil, so wurde in jener das Kanaresische zur Unterrichtssprache gemacht, weil es an eigentlichen Badaga-Schullehrern noch fehlte. Nun ist zwar das Kanaresische dem Badaga nahe verwandt, und die Schüler eignen sich dasselbe leichter an; allein ein großer überaus hinderlicher Uebelstand war und blieb es doch, und das Schulwesen konnte nicht recht gedeihen. Als nun aber im Jahr 1858 Missionar Kittel, der bis dahin auf den Stationen von Süd-Mahratta gearbeitet hatte, wegen Gesundheitsrücksichten auf die blauen Berge versetzt werden mußte, kam in das dortige Schulwesen ein neuer Schwung; denn er fühlte sich vor Allem zu dieser Seite der Missionsarbeit hingezogen und hatte darin auch besondere Gaben. Die Zahl der Missionsschulen stieg auf vier, und — was das Wichtigere war — an diesen Schulen konnten theils christliche Lehrer, theils ächte (obwohl noch heidnische) Badaga's angestellt werden. Letztere waren aus den schon länger bestehenden Missionsschulen, namentlich der von Casamajor, hervorgegangen. Dazu kam noch ein weiterer folgenreicher Umstand. Die Regierung übertrug ihre eigenen vier Schulen samt den Schulhäusern und der nöthigen Geldunterstützung an die Missionare. Damit war die Zahl unsrer Badaga-Volksschulen plötzlich auf

acht gestiegen, die rings um Käti her in einem Umkreis von drei bis fünf Stunden lagen, und in welchen im Ganzen 60 bis 70 Knaben Unterricht empfiengen. Diese Zahl, auf acht Schulen vertheilt, erscheint freilich gering; „aber für die blauen Berge," schreibt Br. Kittel vom 8. Mai 1858, „ist das Verhältniß schon sehr erfreulich, da fast die ganze Bevölkerung aus Bauern besteht, die außer den Vorurtheilen ihrer Vettern in der ganzen Welt noch von den viel stärkern der Kaste befangen sind. Viele denken, ihre Kinder könnten ohne das Lesen und Schreiben zu lernen, schon das Feld bauen und Holz vom Walde holen. Andere, die vielleicht Lust hätten, ihre Knaben zur Schule zu senden, sehen sich durch ihre armseligen Umstände genöthigt, dieselben mit den Büffeln auf die Waide zu schicken, die Säuglinge daheim in ihre Hände zu übergeben, sie Holz, Stroh, Früchte &c. nach den europäischen Niederlassungen tragen zu lassen, oder sie schlagen die Kreuzer, welche ihre Kinder in den Kaffeepflanzungen verdienen, höher an als alle Kenntnisse, von denen sie bis jetzt noch keinen handgreiflichen Nutzen für Haus und Hof gesehen haben. Hiezu kommt noch die hocherfreuliche Taufe der Erstlinge aus den Badaga's, das Kastenvorurtheil gegen den Missionar und die mehr oder minder deutliche Ahnung, daß die Schulen insgeheim an dem Umsturz des althergebrachten Heidenthums wesentlich mitarbeiten. Dieß Alles zeigt, daß wir über die scheinbar geringe Zahl von Schülern uns doch nur freuen können."

Leider fehlt es noch immer an der gehörigen Zahl christlicher Schullehrer; doch sind die bis jetzt dazu verwendeten Badaga's wohlmeinende junge Leute, und der regelmäßige Besuch der Missionare in den Schulen trägt wesentlich dazu bei, dieselben in ganz gutem Gang zu erhalten. Es ist jedoch Alles noch höchst primitiv. „Das Innere einer Schule," sagt Kittel, „besteht aus vier nackten Wänden ohne Tisch und ohne Stuhl; in den bisherigen Regierungsschulen sind zwei Fensterchen mit vier Scheiben, während in den Missionsschulhäuschen das Licht durch die Thüre hereinfällt. Für eine der Missionsschulen ist bis jetzt noch gar kein Haus vorhanden; sie wird noch auf einer kleinen Veranda gehalten. Die Schüler haben in Kleidung, Reinlichkeit &c. nichts Anziehendes; doch deutet manches Auge auf einen hellen Kopf und auf versprechende Anlagen. Um das unreinliche Schreiben im Sande zu vermeiden, besitzt jeder Schüler ein Stück eines Dachschiefers, wie sie vom alten Käti-Missionshaus von Zeit zu Zeit

herunterkommen. Die anvertrauten Bücher reinlich zu erhalten, ist eine Sache, welche die meisten Schüler erst von Grund aus lernen müssen. Würden jedoch diese 60 bis 70 Knaben die Schule nur wenigstens so lange besuchen, bis sie das Wort der Wahrheit fließend zu lesen und zu verstehen im Stande wären, so wäre dieß für das Reich Gottes von unberechenbarem Werth. Aber für den anhaltenden und genügenden Schulbesuch haben wir kein anderes Mittel, als den nackten Glauben an die starke Rechte Gottes."

Der eifrige Bruder, aus dessen Berichten wir Obiges mitgetheilt haben, gab sich übrigens mit diesen Schulen nicht zufrieden. Er sah in den Dörfern hin und wieder Badaga-Jünglinge, welche früher als Knaben die Casamajor'sche Schule besucht, aber seitdem Vieles von dem Gelernten wieder verloren hatten. Er ruhte nicht, bis Etliche von ihnen sich bewegen ließen, zu einer Nachtschule zusammen zu kommen, um Altes aufzufrischen und Neues zu erwerben. Andere Jünglinge schlossen sich an und vertauschten Abends die Hacke mit dem Buche. „Es ist dieß," sagt Kittel, „um so erfreulicher, da es wirklich ein Opfer ist, was diese jungen Leute der Wissenschaft bringen: sie opfern einen Theil des Schlafes nach ermüdender Tagesarbeit in der Kaffeepflanzung, und es ist nichts Geringes, die durch dieselbe zum Studium herabgestimmte Geistesthätigkeit zum Lernen aufzuraffen. Nach der Tagesarbeit haben sie ihr Abendessen und gehen dann gleich zur Schule ungefähr um 8 Uhr. Das Schulhaus ist einfach eine Badaga-Hütte am Ende einer langen Häuserreihe, wobei nur die Mittelwand zwischen dem vordern und hintern Gemach ausgebrochen ist. Die Zahl der Schüler wechselt bis jetzt zwischen 17 und 20. Drei messingene Lampen werden an Dachsparren aufgehängt, auf den Boden etliche Matten ausgebreitet, und dann sammelt und setzt sich um jede Lampe ein Häuflein mit Buch und Schiefertafel... Bis jetzt zeigt sich ein ungemeiner Eifer. Das Zusammenkommen beim Lampenlicht hat etwas ungemein Anziehendes für sie. Um 10 Uhr wird die Schule geschlossen."

Es ist wahr, diese hoffnungsreichen Einrichtungen sind steten Wechseln unterworfen. Die Erkrankung des Missionars oder die Verminderung der Missionskräfte durch Hinwegziehen des einen oder andern der Brüder (Kittel verließ die blauen Berge wieder im Jahr 1859), oder andere Umstände bringen schnell einen Stillstand in dergleichen Unternehmungen oder lösen sie ganz auf; allein es ist dieß der Cha-

rakter aller Missionsanfänge, der mit Geduld zu ertragen ist, bis Schritt für Schritt Alles festere Gestalt annimmt und zu solideren Lebensformen erstarkt. In unsern Missionen an der Küste war es Jahre hindurch gerade so; jetzt läuft dort Alles in festeren ruhigeren Geleisen. Auch für die Nilagiri wird mit Gottes Hülfe diese Zeit kommen; es bedarf nur des geduldigen Ausharrens.

Bis jetzt war, wie aus dem Bisherigen hervorgeht, das Hauptaugenmerk der Missionare auf die Badaga's, diesen zahlreichsten und empfänglichsten unter den vier Volksstämmen der Nilagiri, gerichtet. Aber die drei andern Stämme wurden auch nicht vergessen. Zwar die tief verwilderten Kurumba's blieben in ihren Wald- und Fieberregionen und in ihrer leiblichen und geistigen Verkommenheit bis dahin völlig unzugänglich. Dagegen suchte Miss. Metz die Kota's, diese Musikanten und Handwerker der Berge, sowie das Hirtengeschlecht der Toda's immer und immer wieder auf. Lernte er doch den Dialekt der Letzteren mit großem Ernste, um ihnen näher zu kommen. Aber er selbst schreibt: „Der Stamm der Kota's hat sich bis jetzt der großen Masse nach am gleichgültigsten und feindseligsten gegen unsre Predigt gezeigt. Ihre Sprache hat viele Aehnlichkeit mit dem Bellen ihrer halbwilden Hunde, deren sie eine große Menge haben, um die Ueberreste des Aases, das ihre Meister bei Viehseuchen nicht ganz aufzehren können, vollends abzunagen. In zweien ihrer Dörfer durfte ich schon seit Jahren kaum meinen Mund öffnen, ohne gescholten zu werden, und in einem derselben hielt mir sogar einmal ein Weib die Faust vors Gesicht. Seit jener Zeit gieng ich meist schweigend durch ihr Dorf; sie grüßten mich nicht und ich stand nicht stille. Vor einiger Zeit wollte ich meine Unterredungen mit ihnen wieder anknüpfen; darüber waren die Meisten betroffen, aber sie waren doch froh, weil sie insgeheim die Strafe meines Gottes für ihr Benehmen gegen mich fürchteten. Einer von ihnen lief mir sogar nach und fiel nach Kota-Weise vor mir nieder. Ich berührte sein Haupt und habe nun wieder Freiheit, mich offen gegen sie auszusprechen und zu predigen. Ich bat sie jedoch, mich künftig, wenn ich zu ihnen rede, nicht anzubellen wie die Hunde; ich sei ja ihr Freund und lasse gerne ordentlich mit mir reden. Um ihnen nun zu zeigen, daß ich es gut mit ihnen meine, kaufte ich, weil sie die Eisenarbeiter der blauen Berge sind und bis jetzt nur einen Stein, um darauf zu schmieden, besaßen, bei einer Steigerung sehr wohlfeil für sie einen Ambos. Das

brachte sie so zum Schweigen, daß sogar ihr Priester mit dem silbernen Halsband mir von nun an ruhig zuhörte und mir sogar mit Schnalzen der Zunge seinen Beifall bezeigte. In Folge der vielen Besessenheiten, mit denen dieser Priester von seinem Gott heimgesucht wird, hat sein Gesicht stets ein so verzerrtes zorniges Aussehen, daß man selbst, wenn er freundlich sein will, nicht recht weiß, wie man mit ihm steht. Uebrigens gilt sein Wort sehr viel unter seinen Volksgenossen."

„Auch die Toda's," fährt Metz fort, „lassen mich, wenn ich zufällig in ihre Gerichtsversammlungen komme, wo sie ihre eigenen Geheimnisse verhandeln, ruhig bleiben und geben mir immer wieder eine halbe Stunde Zeit, um auch meine Geheimnisse von der Erlösung durch Christum laut werden zu lassen. Ein Häuptling wollte kürzlich Bedenken tragen, mich in ihrer Versammlung zuhören zu lassen, aber ein Wink von einigen Andern brachte ihn zur Ruhe... Eine Zeitlang lebte ich ganz unter ihnen. Das eine Mal schlief ich in einem Reisehaus und besuchte von da aus ihre Dörfer; das zweite Mal machte ich es zur Bedingung meines Kommens, daß sie mich in eine ihrer Hütten aufnehmen. Das Dörflein hatte außer dem heiligen Milchhaus, das blos der Priester betreten darf, nur zwei Hütten, etwa 10 Fuß lang und 8 breit. In der einen waren die Weiber und Kinder, in der andern schlief ich mit fünf Männern, unter denen auch der Häuptling war, der mich vor fünf Jahren vor seinen Richterstuhl fordern wollte, weil ich die Namen seiner Götter ausgesprochen hatte. Jetzt ist er mit mir ausgesöhnt... Ich erzählte ihnen die die Geschichte Josephs, welche den Leuten so wohl gefiel, daß sie mich um noch eine Geschichte baten. So erzählte ich weiter bis zum Einzug ins Land Kanaan. Als ich etwa bis Nachts 11 Uhr fortgemacht hatte, fieng einer nach dem Andern zu schnarchen an, woraus ich erkannte, daß es Zeit sei aufzuhören. Das Ungeziefer und der Rauch in der Hütte ließ mich selbst übrigens wenig schlafen...

„Ich hatte nie viele Hoffnung, daß die Kota's und Toda's den Anfang im Christwerden machen würden, aber nun, da einmal mehrere Badaga's herausgetreten sind und sich für den Herrn entschieden haben, glaube ich, daß auch sie zur Annahme des Heils vorbereitet sind, da sie die Botschaft vom Heiland schon so oft vernommen haben."

So schreibt Missionar Metz. Seine Hoffnung ist bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen. Auch unter dem Stamm der Badaga's,

nachdem er seine Erstlinge geliefert hat, ist scheinbar ein Stillstand eingetreten. Aber wir singen mit Albert Knapp auch von den Stämmen der blauen Berge:

Es kann nicht Ruhe werden,
Bis deine Liebe siegt,
Bis dieser Kreis der Erden
Zu deinen Füßen liegt;
Bis du im neuen Leben
Die ausgesöhnte Welt
Dem, der sie dir gegeben,
Vor's Angesicht gestellt.

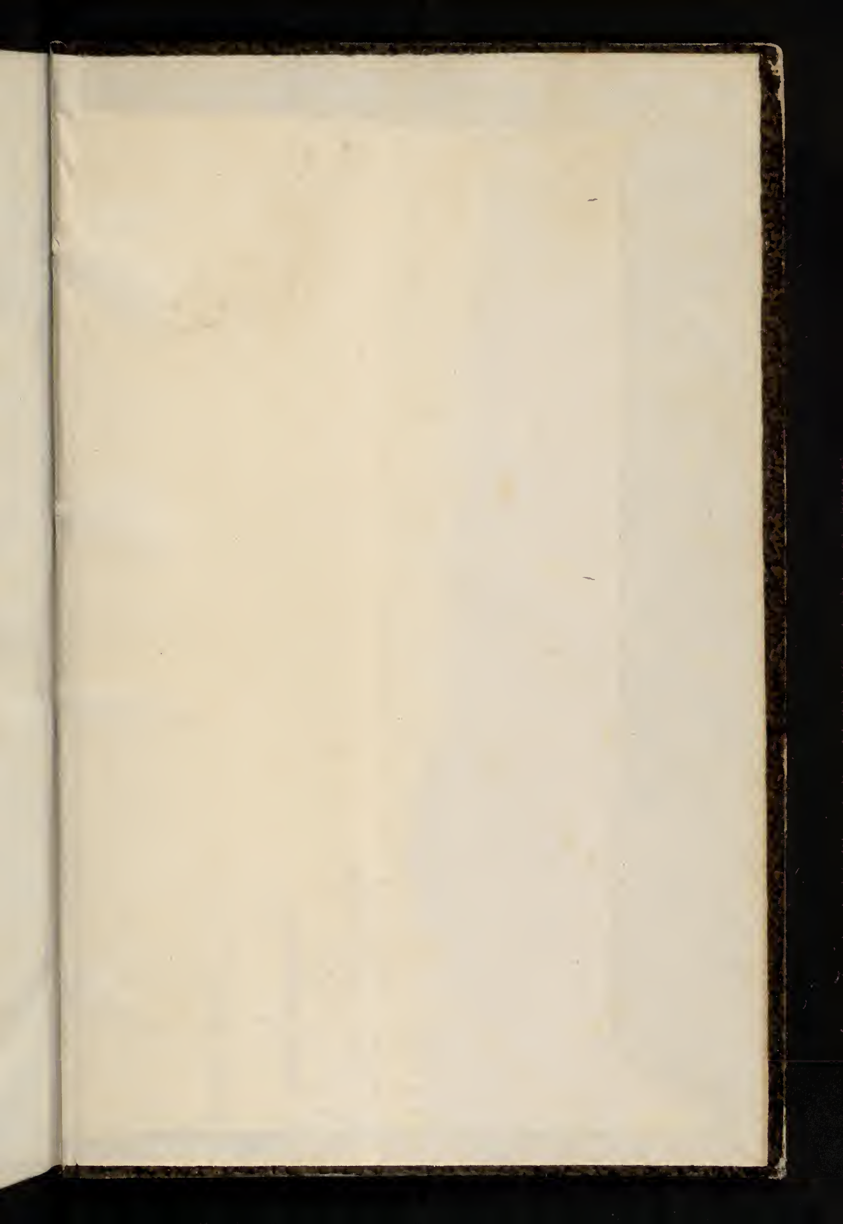
Missions-Zeitung.

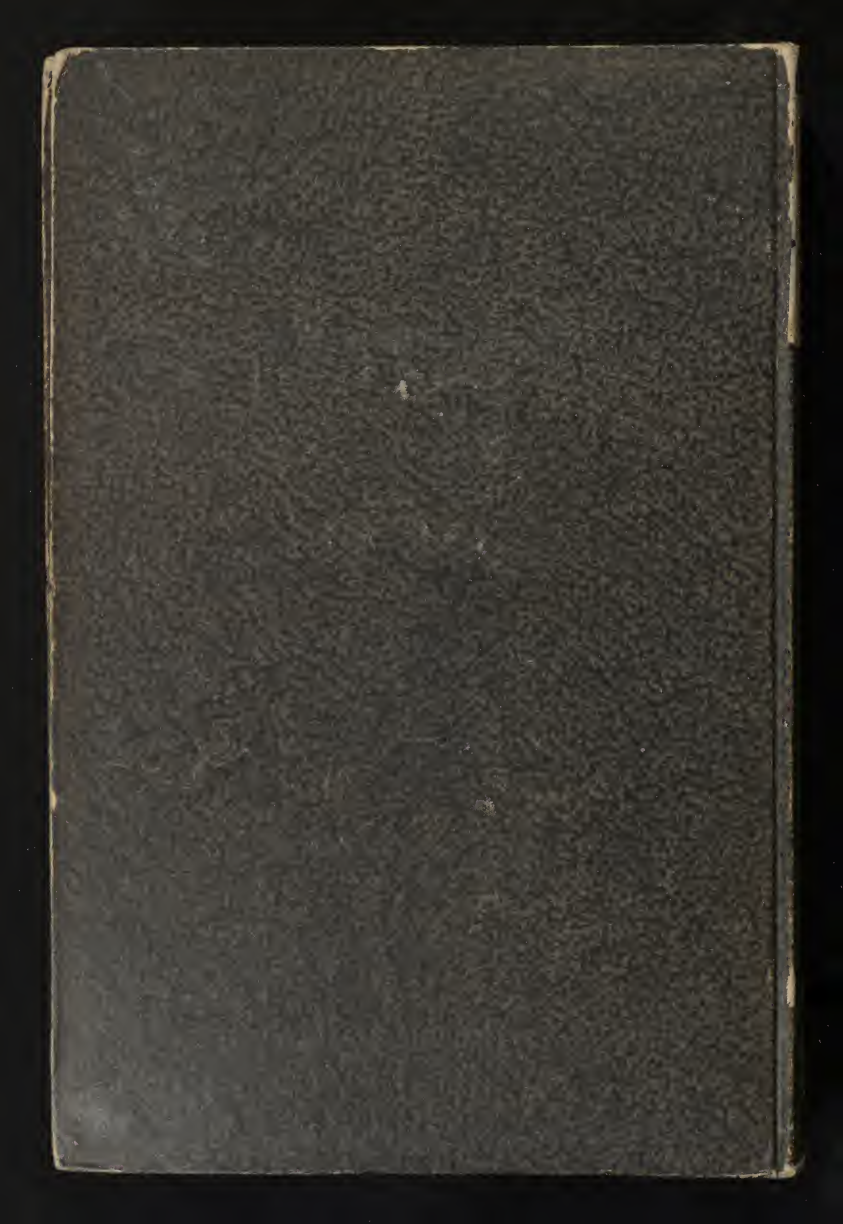
Indien im Jahr 1860.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wir haben eine Reihe der mannigfachen Umgestaltungen, welche Indien im J. 1860 sowohl im Gebiet der Verwaltung und Gesetzgebung, als auch in der innern Stimmung des Volkes erfahren hat, übersichtlich zu bezeichnen versucht. Der Raum nöthigte uns abzubrechen, als wir eben unter der Ueberschrift:

Das junge Indien, jene immer weiter sich ausbreitende Aufklärungspartei zu schildern anfiengen, welche, auferzogen in den religionslosen Regierungsschulen, entweder den alten Volksgötterglauben zu vergeistigen, zu idealisiren, und dadurch das Brahmanenthum vor dem drohenden Untergang zu retten sucht; oder aber den alten Aberglauben ganz hinter sich wirft, ohne jedoch dem Christenthum sich zuzuwenden, und nur durch Anbequemung an europäische Bildung das Hinduvolk in seinen Sitten und Zuständen höchst äußerlich zu reformiren bestrebt ist. Jene erstere (mehr philosophirende) Richtung haben wir durch einige Auszüge aus heidnischen Zeitungen Indiens zu veranschaulichen gesucht; es bleibt uns noch übrig, auch die zweite (mehr praktische) Seite durch ein Zeugniß aus dem Munde der Eingeborenen selbst zu zeichnen. Im „Hindu-Patriot" (vom 28. Nov. 1860) schreibt Einer: „Die Einführung neuer religiöser Ideen und neuer socialer Anschauungen vom Westen (England) her hat in Indien große Veränderungen hervorgebracht, die ganze indische Gesellschaft im Innersten erschüttert und die Religion Menu's und Vyasa's dermaßen untergraben, daß letztere nie mehr festen Fuß unter den Hindu's gewinnen wird. Das 'junge Bengalen' unsrer Tage ist ein ganz andres Geschlecht in Sprache, Kleidung, Speise und Trank, Denk- und Lebensweise geworden, als das unsrer Väter gewesen ist. Freilich ist es schwer zu sagen, ob es eine Veränderung zum





Die Nilagiri. III.

(Die Basler Missionsarbeit und ihre Erstlingsfrüchte.)

---

1. Die Aussaat auf Hoffnung.

Alljährlich wenn der Säemann den Samen aufs Land wirft, und wenn dann „die Erde von ihr selbst hervorbringt zum ersten das Gras, darnach die Aehren, darnach den vollen Waizen in den Aehren," stellt sich darin dem sinnenden Gemüthe eine unerschöpflich reiche, große und herrliche Thatpredigt Gottes vor Augen. Wer könnte sich an diesen Wundern der göttlichen Weisheit und Majestät jemals satt sehen, wer sich satt lauschen an ihrer tiefsinnigen Sprache? Ein Vorgang aber ist es, der dort auf dem wallenden Aehrenfelde meist dem gewöhnlichen Auge ganz und gar entgeht, weil er in geheimnißvoller Verborgenheit sich bereitet: und doch ist gerade er das eigentlich Entscheidende in dem Entwicklungsgang des Waizenkorns.

Wenn nemlich oben am aufgeschossenen grünen Halm aus der letzten Blattscheide die Aehre mit ihren zehn bis fünfzehn Fruchtbehältern (Hülsen), und jede dieser Hülsen wieder mit zwei bis vier Ansätzen zur Körnerbildung sich herausgearbeitet hat, so fängt unter der belebenden Wirkung der Sommersonne das Blühen an. Aus jeder Hülse drängen sich so viele Blümchen hervor, als künftig darin reife Körner erscheinen sollen. Jedes Blümchen aber besteht aus dem Fruchtknoten und drei aus demselben hervorschießenden feinen Fäden, an deren Spitzen die zarten, nierenförmigen Staubgefäße oder Staubbeutel schwanken. Wenn nun die rechte Stunde gekommen ist, so öffnet sich jedes der drei Staubgefäße, indem es der Länge nach aufspringt, ergießt einen feinen grünlichgelben Staub auf den Frucht-